14.

DER TYPUS

DES

GERMANISCHEN MENSCHEN

UND SEINE VERBREITUNG

IM DEUTSCHEN VOLKE.

FESTREDE,

GEHALTEN IN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN AM GEBURTSTAGE
SR. MAJESTÄT DES KÖNIGS, DEN 25. FEBR. 1894.

NEBST DREI BEILAGEN ZUR ANATOMIE DES SCHÄDELS.

VON

WILHELM HENKE.

MIT 16 ABBILDUNGEN IM TEXT.

TÜBINGEN, 1895.
VERLAG DER H. LAUPP'SCHEN BUCHHANDLUNG IN TÜBINGEN.

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

Hochansehnliche Versammlung!

Man kann wohl sagen: Die Geschichte Deutschlands und der Deutschen fängt an mit der zweiten Teilung der Monarchie Karls des Grossen unter seine Enkel im Vertrag zu Mersen im Jahre 870, durch welche zum ersten Male die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich eben da, wo sie heute wieder ist, festgestellt, und damit überhaupt zuerst ein die rein deutschen Stämme in sich vereinigendes Reich hergestellt worden ist. Und gerade 1000 Jahre später, im Jahre 1870, ist durch die Vereinigung der Kräfte des grössten Teiles von Deutschland dieselbe Grenze in siegreichem Kampfe wiederhergestellt und im Anschluss daran ein neues mächtiges Deutsches Reich gegründet. Dies schliesst nicht aus, sondern ein, dass innerhalb dieses Reiches die Eigenart und innere Selbständigkeit der verschiedenen deutschen Stämme, das Erbteil einer 1000jährigen Geschichte bestehen bleiben kann und soll und wird. Mit diesem Erfolg einer glorreichen Zeit, die wir durchlebt haben, ist der Boden für eine neue, gesicherte und hoffnungsvolle Entwicklung der deutschen Nation unter den Völkern der Erde gewonnen.

Wenn wir im Gefühl dieser grossen Errungenschaft einer neuen Zeit entgegengehen, liegt es nahe, dass wir uns auch von neuem gern mit dem Gedanken daran beschäftigen, wie im Laufe der Geschichte sowohl der gemeinsame Charakter des ganzen deutschen Volkes, als auch die Eigenart seiner Stämme entstanden ist. In welthistorischen Kämpfen ist nicht nur unser Reich, sondern auch unser Volk als solches aus allerlei Volk der Vorzeit heraus- und zusammengewachsen, und das gemeinsame Band, durch das es zusammengefügt ist, besteht in der deutschen Sprache und Schrift. Daneben aber führen wir in Gedanken das Gefühl unsrer Einheit und Zusammengehörigkeit auch darauf zurück, dass wir uns einer im grossen und ganzen gemeinsamen Herkunft von einem grossen Volk der Vorzeit, den alten Germanen, und einer von ihnen ererbten Stammesart rühmen, und diese wird, wie bei

anderen Völkern, auch in der äusseren Gestalt und Erscheinung erkennbar, durch welche sich die Menschen deutschen Stammes von andern Völkern unterscheiden und an der sie sich erkennen. Wir wissen ja nun freilich wohl, dass alle jetzt lebenden Kulturvölker des westlichen Europa, Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener dadurch entstanden, dass die alten Germanen in der Völkerwanderung die Provinzen des römischen Reichs erobert und besetzt und sich mit den alten Bevölkerungen derselben vermischt haben, und dass es auch bei uns in Deutschland nicht viel anders zugegangen ist, und dass hier nachträglich auch wieder noch Eroberung slavischer Länder hinzugekommen ist. Der entscheidende Unterschied war aber, dass wir die alte Sprache der Germanen beibehalten und zu der jetzigen deutschen fortgebildet haben, während jene Anderen sie verloren und mit den Ausläufern der alten lateinischen vertauscht haben, ausgenommen die Engländer, bei denen eine Vermischung beider Sprachen eingetreten ist.

Das kommt nun wohl zum Teil daher, dass in den Gebieten, die unser heutiges deutsches Vaterland bilden, die Zahl der Germanen im Vergleich zu den anderen Bevölkerungen, mit denen sie sich vermischten, viel grösser war, als in den jetzt romanischen Ländern, ja es gibt Gegenden im Reiche, die, soviel wir historisch wissen, niemals von Völkern anderen Stammes dauernd besetzt worden sind. Aber der grössere Teil von Deutschland ist dies nicht, und die Vermischung mit anderen Elementen hat sich aus den anderen Teilen allmählich auch in diese rein deutschen hinein verbreitet, so dass wohl heute kein Teil des deutschen Volkes seine Abstammung rein auf die alten Germanen zurückführen kann. Die Spuren der mancherlei eingetretenen Mischungen zeigen sich aber in der äusseren Erscheinung der Deutschen. Was uns äusserlich im ganzen von anderen Völkern unterscheidet, das ist gewiss auf die überwiegende Abstammung von den alten Germanen zurückzuführen und danach passend als germanischer Typus zu bezeichnen; aber dieser zeigt sich hie und da auch bei den anderen Nationen, die zum Teil auch von den alten Germanen abstammen, und umgekehrt zeigt er sich auch bei uns keineswegs allgemein ganz vorherrschend, sondern mannigfach und in verschiedenen Gegenden bald mehr, bald weniger mit anderen Elementen vermischt. Diese Erscheinung ist es, die ich heute von meinem Standpunkt als Naturforscher, speziell als Anatom, beleuchten will. Dabei muss ich aber gleich voranschicken, dass ich

von den bisherigen Leistungen meiner Wissenschaft auf diesen Gebieten, und deren Ergebnissen eben nicht viel zu rühmen weiss.

Der Stoff zu solchen Untersuchungen ist reich und mannigfaltig, aber auch schwer zu übersehen. Die Anläufe zu seiner Verarbeitung sind in neuerer Zeit vielfach, sowohl von Fachmännern, als von Laien aller Art, aber mir scheint, sie haben die Sache von Anfang an nicht glücklich angefasst. Zwei Fehler sind dabei gemacht: 1) dass man zu viel von dem ausgegangen ist, was man von Resten eines früheren Menschengeschlechtes, also besonders von Schädeln mit allerlei Zubehör, wie Topfscherben u. dergl., aus dem Schoss der Erde, besonders aus alten Grabstätten, ausgegraben hat, um daraus das Bild von Völkern der Urzeit und aus diesen dann die Herkunft der jetzigen abzuleiten, anstatt umgekehrt von den lebenden Menschen auszugehen und dann nach den Spuren ihrer Herkunft zu suchen; 2) aber halte ich für falsch, dass man bei der Betrachtung der Gestalt des Kopfes immer nur vom Hirnschädel, d. h. also von der Knochenkapsel, welche das Gehirn einschliesst, ausgegangen ist, die übrigen Teile des Körpers und besonders das Gesicht nur als Anhang dazu betrachtet hat. Das Gehirn ist zwar das wichtigste Organ des Körpers für das geistige Leben; aber daraus folgt nicht, dass auf seine äussere Gestalt besonders viel ankommt, denn als eine weiche Masse besteht es aus vielen kleinen zarten Teilen, die ebenso gut entwickelt und ebenso leistungsfähig sein können, ob das Ganze mehr länglich oder breit von Gestalt ist, wenn es nur überhaupt die nötige Grösse hat. Ferner aber trägt seine Gestalt und die des Hirnschädels jedenfalls zu dem Bilde der Gestalt des Menschen nichts bei, das uns als eigentümliches bei verschiedenem Volke entgegentritt. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man die Gestalt des Hirnschädels in ihren Proportionen nur in der Ansicht von oben übersehen kann und weil wir mit unsern lebenden Mitmenschen nicht aus der Vogelperspektive zu verkehren pflegen. Auf eine Vergleichbarkeit dessen, was wir in der Theorie zu Grunde legen, und dessen, was uns im Leben imponiert, käme es aber doch an, wenn unser anatomisches Studium der Menschenköpfe auf das Bild, das wir von lebenden Geschlechtern und Völkern erhalten, anwendbar sein soll, und das, was uns im Leben vom Bilde des Kopfes einen Eindruck macht, liegt nicht in der Gestalt des Hirnschädels, sondern im Gesicht.

Deshalb erscheint es mir als ein wesentlicher Fortschritt, dass

Kollmann in Basel [1]) angefangen hat, bei der Einteilung der Menschenköpfe nach ihrer Gestalt von der Gestalt des Gesichtes auszugehen, und danach solche mit langem oder breitem Gesicht unterscheidet (vergl. die Fig. 1 u. 2). Dabei ist das entscheidende

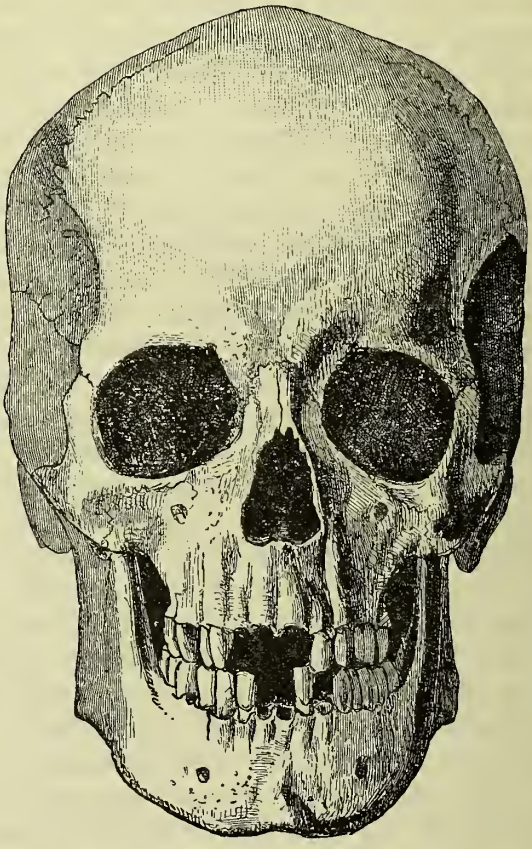

Fig. 1. Langgesicht nach Kollmann.

Stück, das die Verhältnisse der Gestalt bestimmt, das Mittelstück, bestehend aus der Nase und den Oberkiefern, die zu beiden Seiten der Nase zwischen Mund und Augen liegen. Das ist nun freilich an sich gar kein besonders wichtiger Teil unseres Körpers, da Nase und Oberkiefer nur Hohlräume mit starren Knochenwänden einschliessen, welche nichts als Luft enthalten; aber trotzdem unter-

1) »Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft«. 1883. Nr. 11.

scheiden sich verschiedene Arten von Köpfen sehr wesentlich nach der Entwicklung dieser Teile, und diese Entwicklung ist ein Vorgang, der sich hauptsächlich erst nach der Geburt vollzieht und eben deshalb bei verschiedenen Menschen noch verschieden ausfallen kann, der Grund mag sein, welcher er will. Der Oberkiefer

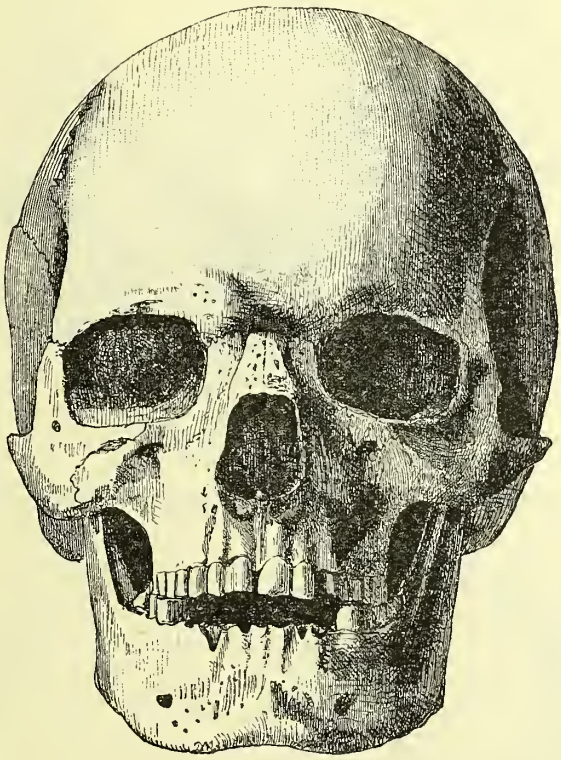

Fig. 2. Breitgesicht nach Kollmann.

ist eben der Teil unseres Körpers, den wir noch am unfertigsten mit auf die Welt bringen, er wächst sich erst nach der Geburt aus (vergl. die Figg. 3 bis 6, auf folg. S.).

Thatsächlich nimmt nun diese Entwicklung zweierlei Richtung, entweder mehr in die Höhe oder mehr in die Breite. Wenn die Nase und mit ihr der Raum im Gesicht zu beiden Seiten von ihr sich stark in die Höhe ausdehnt (Fig. 1), mag sie selbst mit mehr geradem oder gebogenem Profil ihres Rückens mitten aus demselben hervortreten, so wird die Stirn über dem Mund stark emporgehoben. Der Unterkiefer verbindet hinten, vor dem Ohr, um die Backe

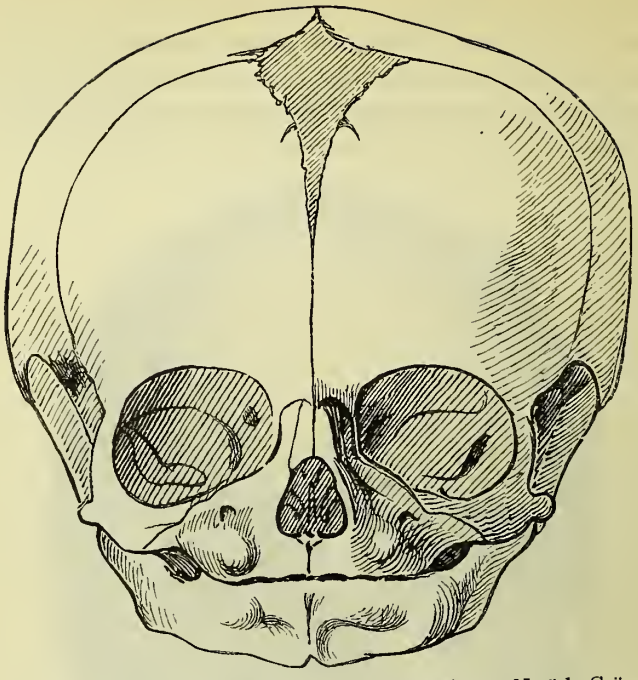

Fig. 3. Schädel des Neugeborenen, Vorderansicht. Natürl. Grösse.

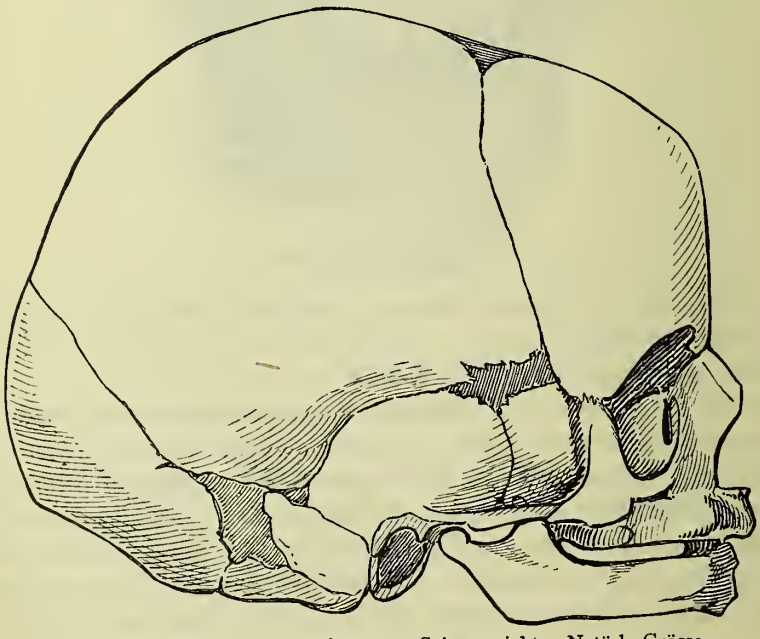

Fig. 4. Schädel des Neugeborenen, Seitenansicht. Natürl. Grösse.

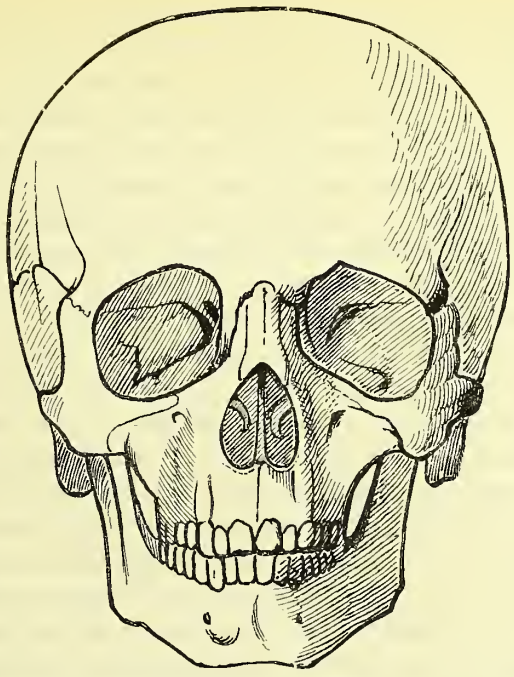

Fig. 5. Schädel des Erwachsenen, Vorderansicht. Halbe natürl. Grösse.

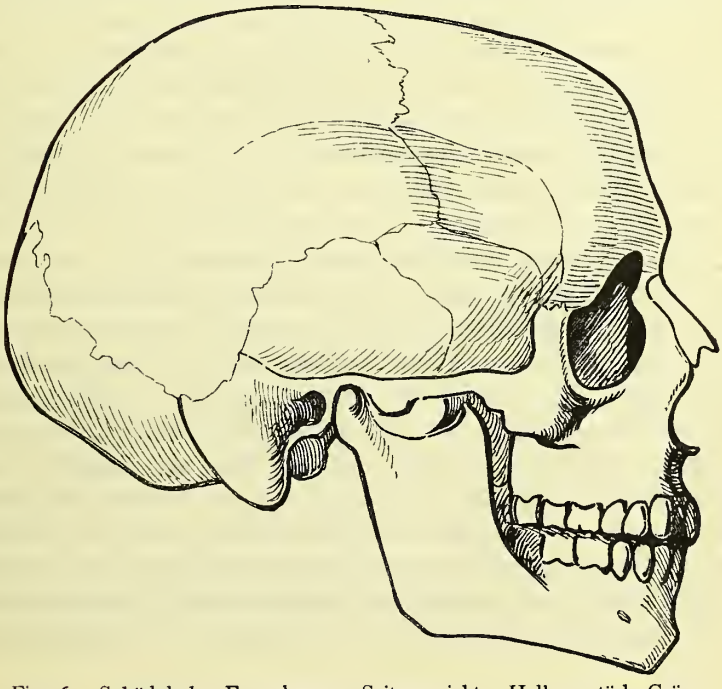

Fig. 6. Schädel des Erwachsenen, Seitenansicht. Halbe natürl. Grösse.

herum in weitem Bogen den Hirnschädel mit dem Kinn, der Oberkiefer aber mit dem Backenknochen, der ihn seitwärts deckt, tritt zwischen Schläfe und Mund wenig stark hervor, weil die Höhle in seinem Innern im Verhältnis zu ihrer Höhe wenig in die Breite ausgedehnt ist, und dieses Zurücktreten des Backenknochens zwischen den vortretenden unteren und oberen Teilen des Gesichtes, dem Kinn und der Stirn, charakterisiert das Langgesicht besonders auch als schmales in seinem Mittelstück. Dazu kommt, dass auch die Vorderseite des Oberkiefers, welche die Front der Backe neben der Nase und unter dem Auge bildet, bei dieser Form des Gesichtes nicht vorgewölbt, sondern eher vertieft ist, so dass nicht nur die Nase zwischen der linken und rechten Backe stark heraustritt, sondern auch das Auge über ihren Rand stark sichtbar überhängt, fast als wenn es aus seiner Höhle hervorrollen wollte. Dadurch leuchtet es so beherrschend aus der Tiefe des Gesichts hervor, und dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn es dann von oben durch einen starken Stirnrand mit dicken Augenbrauen (am Ende auch noch einen Helmrand dazu) wie von einem Vordach oder einer Baumkrone überschattet wird, wie bei unserem grossen Bismarck (s. S. 21). Auch in die Breite ragt nun die Stirn über die Backenknochen hervor. Ebenso zeigen das untere Ende der Backen oder die Winkel des Unterkiefers im Gegensatz zu den schmalen oberen Teilen mit Oberkiefer und Backenknochen stets eine verhältnismässig starke Ausdehnung in die Breite. Und so nähert sich der Umriss des ganzen Gesichtes in der Ansicht von vorn der Gestalt eines aufrechtlänglichen Vierecks, das in der Mitte nicht breiter ist als oben und unten, also an beiden Seiten herunter ziemlich gerade.

Umgekehrt nun, wenn Nase und Oberkiefer nicht so stark in die Höhe wachsen (Fig. 2), so breiten sie sich dafür mehr nach den Seiten aus, und die Oberkiefer wölben sich auch mehr ins Gesicht hervor. Stirn und Mund werden nicht so stark von einander abgerückt, Oberkiefer und Backenknochen treten seitwärts mehr zwischen ihnen heraus, die Augen über den Backen etwas mehr in ihre Höhle hinein. Der ganze Umriss des Gesichtes wird weniger länglich und ringsum runder, weil die Breite in der halben Höhe am grössten ist, und so entsteht das kurze oder Breitgesicht. Diese zweierlei Gestalt- und Grössenverhältnisse der menschlichen Gesichter sind häufig sehr charakteristisch ausgesprochen, aber es gibt zwischen ihnen alle möglichen Uebergänge oder

Mittelgesichter, wie das ganz natürlich ist, wenn sich Leute von verschiedenem Volk oder Familien mit langen oder kurzen Gesichtern vermischen, und so kann man, wenn man hiernach einteilen will, immer drei Klassen unterscheiden, die zwei entgegengesetzten und die Mittelformen.

Es gibt nun daneben noch andere Eigenschaften, wonach man die Köpfe der Menschen oder ihre ganze Gestalt und körperliche Erscheinung in verschiedene Arten einteilen könnte, so die längliche oder kurze Gestalt des Hirnschädels, die man früher an die Spitze gestellt hat, oder die helle oder dunkle Farbe der Haut, der Haare und der Augen, und so könnte man sie in Lang- und Kurzschädel, in Blonde und Brünette, in Grosse und Kleine einteilen. Wenn man dann annimmt, was gewiss häufig vorkommt, dass Langgesichter sowohl wie Breitgesichter kurze oder lange Schädel haben, blond oder dunkel, gross oder klein sein können, so erhielte man durch Kombination dieser Einteilungen nach und nach statt zwei Arten deren vier, acht, sechzehn oder wenn man die Mittelsorten allemal besonders zählt, 3, 9, 27 u. s. w. Dies scheint mir aber ein ziemlich willkürliches und unfruchtbares Bestreben, denn es würde sich doch erst fragen, ob alle möglichen Kombinationen, die man sich auf diese Weise theoretisch konstruieren kann, im Leben auch wirklich in grösserem Umfange vorkommen und also in Wirklichkeit wichtige Hauptformen von Völkerschaften darstellen.

Gehen wir dagegen von der ersten Haupteinteilung in Lang- und Breitgesichter aus und fragen, was für sonstige Eigenschaften mit der einen oder andern von diesen beiden häufig zusammentreffen, so dass dadurch regelmässig wiederkehrende Kombinationen von solchen Eigenschaften entstehen, so kommen wir nun auch hier zunächst wieder auf die längliche oder kurze Gestalt des Hirnschädels. Es liegt nahe, und die Erfahrung bestätigt es, dass längliche Hirnschädel besonders gut und häufig auf längliche Gesichter, und kurze auf kurze passen, wo dann jedesmal beide zugleich entweder länglich und schmal oder kurz und breit sind. Wenn dann oben auf der Höhe des Kopfes ein langer Schädeldurchmesser von hinten nach vorn, und vorn daran anschliessend ein langer Gesichtsdurchmesser gerade herunterläuft, welche beide vorn oben in der Ecke der Stirn zusammentreffen, so entsteht eine fast dreieckige Gestalt des Profils mit einer oberen horizontalen, einer vorderen senkrechten und einer dritten

Seite, welche vom Hinterkopf schräg durch das Ohr und über den Hals hinweg zum Kinn herunterläuft. Dabei sind Hirnschädel und Gesicht, also der ganze Kopf gleichmässig schmal. Diese feine schlanke Kopfform ist oft besonders zierlich ausgeprägt bei kaum erwachsenen Personen (vergl. Fig. 7 u. 8). Das Gegenteil wären dann der Länge und Höhe nach etwas kürzere, dafür im Verhältnis breitere, mit einem Wort etwas rundliche Köpfe.

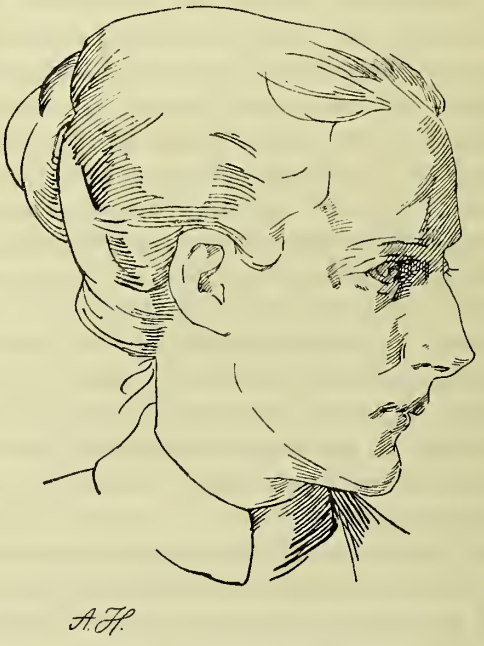

Fig. 7. Mädchen aus Tübingen.

Wenn demnach die langen Gesichter zugleich die langen Schädel wären, so würde damit stimmen, dass Ecker zuerst solche oben und vorn zugleich längliche Köpfe aus altdeutschen Gräbern in Baden beschrieben und Hölder für Württemberg denselben Typus der Gestalt als germanischen aufgestellt hat. Aber es kann auch anders kommen. Ecker beschreibt moderne badische Schädel (z. B. Fig. 16, s. unt. S. 41) mit ebenfalls langen Gesichtern, aber mit kürzeren Hirnschädeln, und Ranke nimmt für Bayern zwei Haupttypen an, von denen der eine das lange Gesicht mit dem kurzen, der andere das kurze mit dem langen Schädel verbindet. Vielleicht wird sich jedoch bei näherer Unter-

suchung herausstellen, dass wenigstens die grössere vordere Hälfte des Hirnschädels im Anschluss an lange Gesichter auch meist länglich ist, weil beide auf der Strecke vom Ohr bis zur Stirn mit einander verwachsen sind und also doch immer einigermassen einander entsprechend breit oder schmal von Gestalt sein müssen, und dass, wenn die ganze Länge des Hirnschädels mit der des Gesichts nicht ganz zusammenstimmt, dieses nur davon kommt, dass

Fig. 8. Mädchen aus München.

der Hinterkopf für sich mehr oder weniger lang ausgewachsen ist (vergl. hierzu Beilage I.). Also würde im ganzen doch längliche Gestalt des Gesichts und des Hirnschädels vorwiegend mit einander zusammenstimmen und zusammentreffen, ebenso wie umgekehrt die kürzere und breitere.

Eine weitere verschiedene Eigenschaft der äusseren Erscheinung des Menschen, welche mit der der Lang- oder Breitgesichter häufig zusammentrifft, ist die hellere Farbe der Haare, der Augen

und der Haut bei den langen, die dunklere bei den breiteren Gesichtern. Dies trifft freilich auch keineswegs immer zu. Es gibt auch lange Gesichter mit dunklem und kurze mit blondem Teint, und speziell bei uns in Deutschland oder in der Mitte von Europa teilen sich die Hellen und Dunklen vorzugsweise nach Nord und Süd. Doch bleiben auch auf diesem Gebiete die langen Gesichter überwiegend hellfarbig, und abgesehen von den mancherlei Schattierungen grauer und blauer Augen, rötlicher oder graugelblicher Haare, ist die gleichmässig rötliche, oder, wie sie bereits Tacitus nennt, die rosige Hautfarbe bei ihnen vorherrschend, nicht nur im Gegensatz gegen die dunklere der Südländer, sondern auch gegen eine mehr abgesetzt weiss und rote, wie sie in dem poetischen Vergleich mit Milch und Blut gemeint ist und mehr bei den Breitgesichtern vorkommt.

Neben der Farbe von Haut und Haaren spielt auch, besonders bei Männern, die Ausdehnung des Gebietes der letzteren im Gesicht eine gewisse Rolle in der Verstärkung des Eindruckes des Typus der langen oder breiten Gesichter. Insbesondere läuft nämlich die obere Grenze des Bartes um den Mund und auf der Backe bei den Langgesichtern häufig von der Nase mehr steil seitwärts zum Unterkiefer herab, bei den Breitgesichtern mehr quer gegen das Ohr hinüber, und dadurch scheint die Backe abwärts vom Auge bei jenen noch länglicher, bei diesen noch kürzer und breiter, als es die Schädelverhältnisse schon mit sich bringen.

Ferner scheint nun auch eine ziemlich regelmässig wiederkehrende Verschiedenheit der Menschen mit langem oder breitem Typus des Gesichtes darin zu bestehen, dass bei den ersteren die ganze Bedeckung des Kopfes und des Körpers überhaupt mit Fleisch, Fett und äusserer Haut im allgemeinen straffer und magerer ist, bei letzteren mehr Fülle und Weichheit zeigt; dadurch wird denn auch bei den einen der Eindruck des länglichen Gesichtes, mit mehr gradlinigen Umrissen, bei den andern der einer mehr abgerundeten Gestalt, wie er sich aus den Schädelproportionen schon ergibt, im lebenden Bilde noch verstärkt. Weiter ergibt sich daraus, dass der straffe, hohe, schmale Typus sich besonders im Männergesichte jeden Alters stark ausspricht, der breite, kurze, rundliche vor allem bei Frauen in der Blüte der Jahre zur Geltung kommt, oder, kann man sagen, diese machen bei jenem Typus auch fast einen männlichen Eindruck. Auch könnte man hinzufügen, dass der Eindruck des ersteren durch ernsten, des letz-

teren durch heiteren Ausdruck des Gesichtes verstärkt wird, da die Mundwinkel bei jenem hinab-, bei diesem hinaufgezogen werden.

Endlich ist bekanntlich ein Hauptunterschied der Menschen, der mit dem der langen und breiten Gesichter sehr gewöhnlich zusammentrifft, der der Grösse und Schlankheit des ganzen Körperbaues bei den ersteren, des untersetzten, gedrungenen Wuchses bei letzteren.

So kommen wir nun zu dem Resultat, dass wir unter allen Typen der Körpergestalt des Menschen hauptsächlich zwei mit ihren Uebergangsformen zu unterscheiden haben, die sich in erster Linie durch langes schmales oder kurzes breites Gesicht, daneben aber durch allerlei andere häufig dazu kommende Eigenschaften, helle und dunkle Farben, Magerkeit und Körperfülle, hohe schlanke oder kurze gedrungene Gestalt unterscheiden. Man wird freilich bei näherem Eingehen noch gar viele Formen als eigenartige herausfinden können, aber ich glaube: weniger auf Grund davon, dass sich etwa dieselben bei diesen Typen in gewisser Weise zusammenwirkenden Eigenschaften auch einmal häufig anders kombinieren, sondern vielmehr durch Auffindung von weiteren besonderen Zügen in der Gestalt von Gesicht und ganzer Körperbildung verschiedener Nationaltypen bis herab zu Familientypen und Aehnlichkeiten, die oft in viel feineren Zügen harter und besonders auch weicher Körperteile bestehen [1]).

Sehen wir aber davon vorderhand ab und bleiben wir bei den beiden Haupttypen der Lang- und Breitgesichter stehen, so entsteht weiter die Frage nach ihrer Verbreitung in der Welt und unter uns Deutschen. Kollmann stellt sich auf den Standpunkt, dass beide seit Menschengedenken, d. h. so lange man Kunde von Menschen auf der Erde hat, und weit und breit auf der Erde, wenigstens quer durch ganz Europa, stets und überall, ebenso wie heute noch, mit- und nebeneinander gelebt haben und noch leben, ohne dass ihre Verschiedenheit durch die lange Vermischung ganz verschwunden wäre, und er erblickt also in ihnen keinen Grund zu einer Zurückführung der jetzigen Völker auf eine alte Racenverschiedenheit oder ihre Einteilung nach einer solchen. Dem ent-

1) So z. B. unterscheidet sich der Mund der Semiten (insbesondere der Juden) und der Indogermanen (insbesondere der Norddeutschen und Engländer) sehr typisch häufig dadurch, dass von den 3 Teilen, in welche die Biegung des Randes der Oberlippe zerfällt, der in der Mitte bei jenen grösser, bei diesen kleiner ist, als die beiden zur Seite von ihnen. Bei den Antiken sind sie in der Regel ziemlich gleich gross.

gegen scheint mir nun doch das weit Natürlichere, dass wir aus einer solchen Verschiedenheit von zwei nebeneinander vorkommenden Typen auf eine verschiedene Herkunft von Völkern, welche den einen oder den andern zeigen, und bei solchen, in denen beide nebeneinander vertreten sind, auf eine Entstehung durch Vermischung von zwei älteren Stämmen schliessen, zumal bei uns in Europa und ganz besonders in Deutschland, wo uns die beglaubigte Geschichte die Zurückführung derselben auf grosse Völkerwanderungen und -Verschmelzungen an die Hand gibt. Die Mischungen sind doch eben durchaus nicht überall die gleichen, sondern strichweise sehr verschieden.

Fragen wir zuerst nach der Verbreitung beider Typen weit und breit auf der Erde, soweit wir ihre Bewohner seit Menschengedenken kennen, also wenigstens in der alten Welt, so müssen wir auch den Begriff beider möglichst weit fassen und uns an das eine Hauptmerkmal des Schmal- oder Breitgesichtes halten, von den andern Charakteren absehen, und da können wir wohl nach Allem, was wir nicht nur aus Gräbern, sondern besonders auch aus alten Kunstdenkmälern wissen, sagen, dass der Typus der langen Gesichter bei allen Völkern rings um das Mittelländische Meer, sowohl Semiten als Indogermanen von jeher als der herrschende erscheint, aber dass sie allerdings im Süden vorwiegend nicht hell, sondern dunkel waren und sind, und sich auch ausserdem in mannigfachen Zügen unterscheiden. Wir wissen andererseits, dass eine extrem breite Gestalt des Gesichtes den Völkerstämmen von Nordostasien gemein ist, die wir als Mongolen bezeichnen, daher denn häufig die Bezeichnung mongoloid, mongolenähnlich auch für die minder auffällig breiten Gesichtsformen in Europa nicht unpassend angewendet wird. Im mittleren Europa aber, und besonders in Deutschland, können wir, wenn wir von langen oder schmalen Gesichtern reden, dabei regelmässig auch an die helle Farbe, die hohe Gestalt, die straffe Körperbedeckung, kurz an Alles das denken, was wir vorhin als Zugabe zu dem langgesichtigen Typus gerechnet haben, dagegen nicht umgekehrt auch stets die dunkle Farbe zu dem breiten. Kommen wir nun also bereits zu dem Ergebnis, dass wir auch bei uns in Deutschland zweierlei Typen der äusseren Erscheinung des Menschen mit ihren Mischformen und Unterarten durcheinander vertreten haben, und wissen wir historisch, dass nun vor etwa 2000 Jahren das mächtige, zuvor wenig oder gar nicht be-

kannte Volk der alten Germanen hier in Deutschland auf den Schauplatz der Geschichte getreten ist, so drängt sich die Annahme auf, dass einer jener beiden Typen es ist, den dieses Volk mitgebracht hat, der andere aber von den Völkern herrührt, die entweder vorher da waren, oder nachher hinzugekommen sind und sich mit jenen vermischt haben; und zwar werden ohne Zweifel die Germanen die Langgesichter sein, die Breitgesichter die Nichtgermanen.

Den Römern ist an den alten Germanen vor allem die hohe Gestalt, das blonde Haar, das blaue Auge und die rosige Hautfarbe aufgefallen und dazu das trotzige oder wilde Auge, also vor allem das, was sie selbst nicht hatten. Das lange Gesicht ist nicht erwähnt; das war ja wohl auch bei ihnen vorherrschend. Aber die anderen Eigenschaften gehörten doch wohl zu unserem Typus der langen Gesichter, die wir heute noch in Deutschland kennen, und das starke Hervorleuchten der Augen aus dem Gesicht kann wohl auch ein Zug der eigentümlichen langen Gesichtsform sein, der zu dem Ausdruck der Wildheit beigetragen hat. Und dies Bild stimmt doch nun ganz zu dem länglichen und blonden Typus, den wir heute noch überall finden, wo Germanen hingekommen sind, also besonders in Skandinavien, England, Deutschland und doch auch in den andern westeuropäischen Ländern[1], Frankreich, Italien, Spanien, aber sonst nirgends. Die Leute mit dem Typus der mehr kurzen und breiten Gesichter sind zwar zum Teil, besonders im Norden, auch blond, aber doch im ganzen von jenem germanischen Typus alle wesentlich verschieden, und wo sie überwiegen, haben wir ohne Zweifel darin das Ergebnis einer grösseren Beimischung von nichtgermanischen Elementen zu erblicken. Dafür spricht vor allem die Uebereinstimmung mit dem Volkstamme, welcher sich ohne Zweifel am meisten in Deutschland an der Vermischung mit den Germanen beteiligt hat; das sind unsere östlichen Nachbarn in Europa, die Slaven. Ihr breiter Gesichtstypus stellt sie den Ostasiaten entschieden näher als allen Indogermanen oder Ariern in Europa, Asien und Afrika mit ihren länglichen Gesichtern, und selbst auch näher als den Semiten.

Dies scheint nun freilich auf den ersten Blick überraschend und der herkömmlichen Anschauung widersprechend, welche die Slaven entschieden zu den Indogermanen rechnet und sie speziell als näher mit den Germanen verwandt betrachtet, als diese mit

Griechen und Römern oder gar mit Semiten. Aber dabei ist zu bedenken, dass die herkömmlichen Stammtafeln über die Verwandtschaft der Racen und Völker des Menschengeschlechtes immer von der Philologie abgeschrieben, d. h. also von der Stammverwandtschaft der Sprachen hergenommen sind, und dass diese doch für die leibliche gemeinsame Abstammung nichts beweist. Denn die Sprache wird unzweifelhaft bei der Vermischung der Völker von grossen Teilen derselben ganz vertauscht, d. h. die angestammte abgelegt, wie bei den Germanen, welche in den Franzosen, Italienern und Spaniern aufgegangen sind, und nur selten tritt eine Vermischung auch der Sprachen ein, wie bei den Engländern. Also beweist auch die indogermanische Sprache der Slaven nichts dagegen, dass sie der Abstammung nach mit der Mehrzahl der Völker, welche dieselbe sprechen, weit weniger verwandt sein können als diese unter sich und auch mit dritten, wie mit den Semiten, dagegen mehr mit anderen, wie mit den Mongolen, indem sie ja die Sprache durch Vermischung oder Unterjochung angenommen haben können.

Und aus demselben Grunde werden wir nun, wenn wir auf die Vermischung verschiedener Typen im deutschen Volke eingehen, von vornherein gar nicht zu erwarten haben, dass sie sich etwa als Produkt einer alten Stammesverschiedenheit der Teile der ganzen Nation herausstellen und sich mit diesen decken, welche sich durch sprachliche oder andere geistige Verschiedenheiten als Stämme mit verschiedenen Dialekten im Laufe der historischen Entwicklung gebildet haben und hervortreten. Denn auch diese können sich sehr wohl erst gebildet haben, während oder nachdem Elemente von verschiedener Abstammung sich vermischt, solche von gleicher sich getrennt haben. Der viel berufene Gegensatz von Nord- und Süddeutschland ist ohnehin ein ganz schattenhaftes Gespenst, die Eigentümlichkeiten der verschiedenen deutschen Stämme sind viel mannigfaltiger, als dass sie sich so in zwei Teile teilen liessen. Der einzige durchgreifende Unterschied der plattdeutschen und der oberdeutschen Sprache trifft keineswegs mit einer ebenso durchgreifenden Verschiedenheit des Typus zusammen. Die Hauptstämme der Deutschen, die wir seit etwa 1000 Jahren in Nord und Süd ziemlich deutlich unterscheiden, sind damals zum Teil durch Zusammenfluss kleiner Völkerschaften entstanden, welche wohl oft schon zuvor unter sich näher stammverwandt waren als mit anderen Germanen: aber die Vermischung mit Nichtgermanen

ist im grössten Teile unseres Vaterlandes erst später hinzugekommen; sie hat also bei diesem oder jenem Stamm wohl mehr oder weniger stattfinden können, aber nicht so wesentlich oder ausschliesslich bei dem einen oder andern, dass dadurch erst neue Stammeseigentümlichkeiten entstanden wären, denen dann auch ein eigenartiger Typus entspräche. Aber dem Grade nach ungleich ist allerdings die Mischung in verschiedenen Gegenden ausgefallen und kann als solche in der Gegenwart nur nach dem Augenschein der täglichen Erfahrung festgestellt werden. Ihre Feststellung würde einen grundlegenden Beitrag zum Verständnis nicht nur aller Art von Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme, sondern ebenso der Entstehung des ganzen Volkes aus der Geschichte der ihr vorausgegangenen Völkerwanderung und -Mischung darstellen. Streng statistisch lässt sich nun diese Frage zwar nicht behandeln, weil sich die beiden vorhandenen Typen gegen einander und besonders gegen ihre Zwischen- oder Uebergangsformen nicht scharf abgrenzen und auf Grund davon zählen lassen; aber es gibt einen Niederschlag von Gesamteindrücken gesammelter Beobachtung im Leben und Verkehr. Dabei wird man sich freilich auf mancherlei Widersprüche der Angaben und Urteile verschiedener Beobachter gefasst machen müssen, da bei der Aufnahme derartiger Eindrücke und ihrer Verwertung zu Schlussfolgerungen auch mancherlei Vorurteile mitspielen; aber es werden sich doch so viele unbefangene Bilder sammeln lassen, dass sich auch schon zuverlässige Folgerungen daraus ergeben, wenn man nur nicht gleich zu viel hineinlegen will. Die besten Beobachter sind im allgemeinen die Künstler. An ihre Wahrnehmungen und Darstellungen kann man sich besonders halten. Unser trefflicher Meister Defregger (vergl. unt. S. 23) malt uns seine Landsleute, die Tiroler, als die Urgermanen, und da hat er ohne Zweifel Recht. Er malt uns auch im Salontiroler den blasierten Berliner Grossstädter auf Reisen mit dem gedrückten Gesicht des Slaven dazu, und auch dieser Gegensatz ist aus dem Leben genommen. Wer aber darin ein klassisches Beispiel dafür erblicken wollte, dass nur der Süddeutsche ein Germane sei, der Norddeutsche nicht, der wäre doch einem sehr verkehrten Vorurteil gefolgt, da im Gegenteil die geschlossenste Masse des überwiegend germanischen Volkes im Norden zu suchen ist.

Denkt man sich ganz Deutschland kreuz und quer von Nord nach Süd und von Ost nach West in vier Teile geteilt, so kann ich sagen,

ich bin im Laufe meines Lebens in jedem derselben eine Reihe Jahre zu Hause gewesen und auch sonst herumgekommen und will nun kurz berichten, was ich da gesehen und mir gemerkt habe.

Wenn wir von dem alten bekannten »geographischen Begriffe« des deutschen Vaterlandes ausgehen, der freilich heute, Gott sei Dank, insofern für uns ein überwundener Standpunkt ist, als wir jetzt ein fester gefügtes, staatlich geeinigtes Deutschland besitzen, der aber doch daneben noch immer seine Bedeutung und Berechtigung hat, also von dem Ländergebiet mit überwiegend deutscher Bevölkerung, das bis zuletzt das alte Reich und hernach ein halbes Jahrhundert den selig entschlafenen deutschen Bund gebildet hat und dessen grösster Teil heute mit den Provinzen Preussen und Posen und dem Reichsland Elsass-Lothringen zum Deutschen Reiche vereinigt ist, so können wir zunächst ein reichliches nordwestliches Viertteil desselben, und zwar östlich bis zur Elbe und Saale, südlich bis zum Main, auch noch etwas darüber hinaus, über die Elbe in Schleswig-Holstein (daher der Name Transalbingien) und über den Main in Franken, Rheinhessen und der Pfalz, als den zusammenhängendsten Teil unseres Vaterlandes bezeichnen, in dem der germanische Typus der Bevölkerung allgemein vorherrschend ist. Sowohl in den Ebenen an der Nordsee, von Schleswig-Holstein durch Friesland, Hannover und Westfalen bis in die Niederlande, d. h. in dem Lande der alten Sachsen mit der bis heute im Volke fortlebenden plattdeutschen Sprache, als auch in den Bergen und Thälern von Hessen, Thüringen und am Rhein bis nach Lothringen, d. h. in dem Sitze der alten Cherusker, Chatten und anderer alter Stämme, besonders dann der Franken, überall überwiegen die meist grossen und blonden Leute mit den glatt und straff überzogenen, in der Mitte nicht breiten, sondern schmalen Gesichtern. Das gilt natürlich immer mit der Einschränkung, die die Vermischung der modernen Völker durch den Verkehr, besonders durch die Vereinigung im alten und neuen Deutschen Reich und seit diesem Jahrhundert speziell auch die Zusammenfassung des grössten Teiles von Norddeutschland im preussischen Staate, mit sich bringt und die natürlich in den grossen Städten, besonders in den Welthandelsplätzen noch eine besonders grosse Rolle spielt.

Aehnlich einfach liegen die Verhältnisse bekanntlich in der anderen, der östlichen Hälfte von Norddeutschland von der Elbe und Saale bis an die Grenzen der Russen und Polen, wo die Be-

völkerung mehr und mehr eine stark gemischte ist. In Mecklenburg, in der Mark Brandenburg und im Königreich Sachsen, besonders dann aber darüber hinaus, in Pommern und Schlesien und in den Provinzen Preussen und Posen ist ein starkes, zum Teil noch sehr ausgesprochen germanisches Element mit einer bedeutenden Beimischung eines breitgesichtigen, oder wir können

Fig. 9. Deutschland nach der Verbreitung der Volkstypen.

Weiss: germanischer, — schraffiert: gemischter Typus. — Gestrichelte Linie von Koblenz zum Main und zur Donau bei Regensburg: Ostgrenze des römischen Reiches. — Desgleichen eine von Kiel zur Elbe, von der Saale zum Main und zur Grenze von Böhmen: Ostgrenze der Germanen im X Jahrhundert

statt dessen auch einfach sagen, eines slavischen durchsetzt. Ich kann im einzelnen über die Stärke beider in ihrer Verbreitung durch dieses ganze Gebiet nicht viel aussagen. Im allgemeinen nimmt wohl das slavische Element von der Elbe, wo das germanische noch vorwiegt, nach Osten hin zu. Im Norden entlang der Elbe, in Mecklenburg und den Marken ist das rein ger-

manische Element vielfach noch zu beiden Seiten des alten Grenzstromes fast gleich stark vertreten, und aus diesen Gebieten zu beiden Seiten der Elbe stammen ja unsere grossen Männer, deren Köpfe ich als Haupttypen des Langgesichtes der Germanen aufstellen möchte, unser Bismarck und Moltke (Fig. 10 u. 11). Im Süden aber, entlang der Saale, also im Königreiche Sachsen, macht

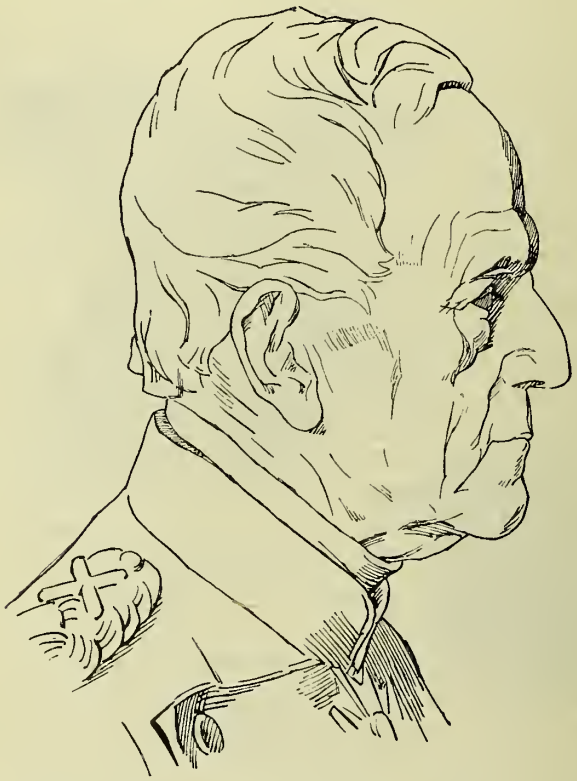

Fig. 10. Graf Moltke nach Donndorf.

sich die Beimischung der slavischen Breitgesichter schon an der Grenze stärker bemerkbar, ja sie greift stellenweise in Thüringen und Franken merklich bis über dieselbe herüber, und darum ist in dieser Südwestecke des Ostens, die bis in das Herz von Deutschland hereinreicht, die Heimat des grossen deutschen Mannes, dessen rundes Gesicht uns den norddeutsch-slavischen Typus repräsentiert (Fig. 14, s. unt. S. 27) und dessen klassisches Bild von seinem Landsmann Donndorf in Stuttgart wir hier in unserer Kirche haben, Dr. Martin Luthers.

Es fehlt uns auch sonst nicht an einer künstlerischen Darstellung des Typus dieses Elements slavischer Abstammung aus der Mitte unseres Vaterlandes, ich meine die bekannten gemütlichen Illustrationen von Ludwig Richter mit ihrer sinnigen Auffassung der kleinsten Züge des alltäglichen Stilllebens. Man hat ihn, wohl in dankbarer Anerkennung dieser feinen Beobachtung

Fig. 11. Fürst Otto v. Bismarck nach Donndorf.

der Aeusserung eines innerlich befriedigten Daseins von unzweifelhaft deutscher Art, auch als den Künstler gepriesen, der das deutsche Volk als solches dargestellt habe, und das hat er gewiss zum Teile gethan; aber doch entschieden einseitig. Denn die Menschen, die er in ihrem Stillleben so richtig belauscht hat, die Kinder und alten Mütterchen, die Handwerksburschen und Philister gehören ja gewiss auch mit zum deutschen Volke; aber

doch nicht nur sie. Es gibt daneben andere, die auch dazu gehören und die bei ihm nicht vorkommen, Kürassiere, Ulanen und grosse, stattliche Frauen. Was aber den Typus betrifft, so sind seine guten Deutschen alle gute königliche Sachsen und zwar wendische, kleine, untersetzte, rundliche Leutchen, jung und alt, und besonders die Mädchen gehören zu den schönen Mädchen aus Sachsen, bei deren lieblicher Gestalt wie bei den Polinnen und Tschechinnen die Schönheit in hübschen, runden Backen besteht, und was sonst noch rund ist, und ihre Backen und Lippen sind rot und Haare und Augen mehr dunkel als hell, und alles das ist eben nicht germanisch.

Wenn so im Norden die Verhältnisse ziemlich einfach liegen: in der westlichen Hälfte wenig, in der östlichen viel Mischung von Bevölkerung germanischer und nichtgermanischer Race oder Abstammung, so geht im Süden beides mehr strichweise mannigfach durcheinander. Beginnen wir im Osten mit dem Lande, das noch heute eigentlich kein deutsches Land ist, weil seine Bewohner auch der Sprache nach noch nicht ein Volk sind, sondern zwei, ein deutsches und ein slavisches — die Tschechen —, mit Böhmen, so sind diese beiden auch in ihrer äusseren Gestalt und Herkunft noch nicht sowohl durcheinander gemischt, als vielmehr neben einander lebend, die Deutschen ringsum am Rande des Landes und in den Gebirgen, die Tschechen im Innern und im Flachland. Wäre es gegangen, wie Kaiser Karl IV. wollte, den die Tschechen fälschlich heute als ihren Heros und Vertreter ihrer Ansprüche auf Geltung als selbständige Nation feiern, so stünde es anders, und Böhmen und sein Volk wären heute, was Preussen ist und die Preussen sind, der führende Staat und Stamm im Deutschen Reiche, und zwar auch wie die Altpreussen ein aus Mischung von Germanen und Slaven hervorgegangener tüchtiger deutscher Stamm. Dahin wird es nun gewiss nicht mehr kommen; aber ob die Mischung nicht doch noch zu Stande kommt, das dürfen und müssen wir der Zukunft überlassen.

Südlich von Böhmen und Mähren, an den Ufern der Donau und bis an und in die Alpen heran und hinein liegen die schönen deutschen Länder Altösterreichs, die von Anfang an zu Deutschland gehört haben. Freilich dringt auch hier stets viel fremdes Volk ein und setzt sich fest, und haben sich seit Jahrhunderten allerlei fremde Elemente mit den Germanen, die das Land beherrschten, gemischt. Aber doch lebt hier, weit nach Süden bis

über die Berge, so weit die deutsche Zunge klingt, z. B. in der grünen Steiermark, vielfach noch ein Volk, das überwiegender als jenes im Nordosten den germanischen Typus zeigt: von hoher Gestalt mit blonden Haaren und blauen Augen, besonders aber von schmalen, scharfgeschnittenen Gesichtern, nur die Hauptstadt Wien, die seit Jahrhunderten der Mittelpunkt einer grossen Völkermischung ist, zeigt auch eine gemischtere Bevölkerung. Alles in allem ist also doch ein überwiegend germanisches Land im

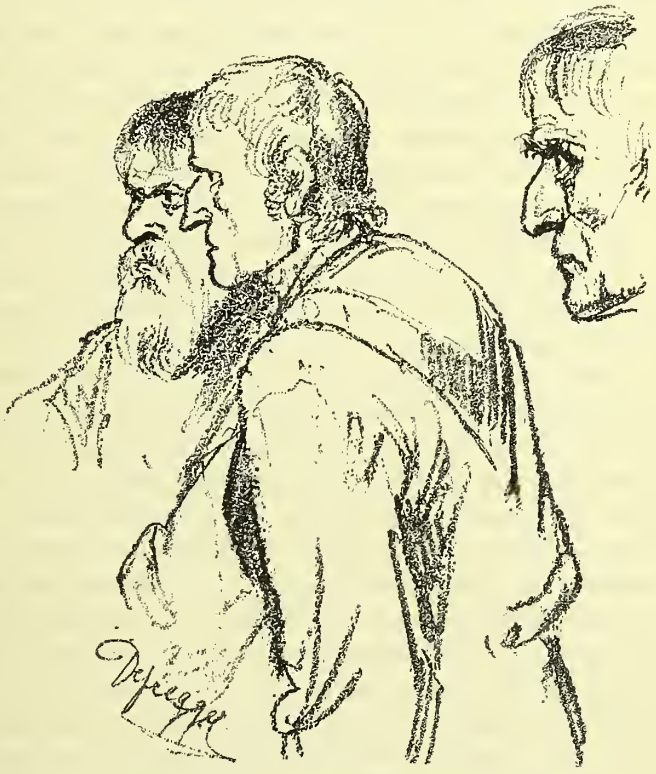

Fig. 12. Aus den Studienbl. zu d. Bild »Andreas Hofers letzter Gang« von Frz. v. Defregger.

Südosten der grössere Teil von Deutschösterreich, also von dem mit dem jetzigen Reiche nicht vereinigten Vierteil Deutschlands.

Dazu gehört dann aber auch das altösterreichische Land, das seiner Lage nach schon zur westlichen Hälfte von Süddeutschland gerechnet werden kann, da es sich im Süden unseres Vaterlandes zwischen Bayern und Italien einschiebt, und mit dem wir auch nach der politischen Trennung doch fortgesetzt im lebhaftesten Verkehr sind, das schöne Land Tirol, und dies ist von einem so urgermanischen Volke bewohnt, dass einer seiner Söhne

in seinen Landsleuten, wie schon gesagt, den wahren Typus der jetzt lebenden Urgermanen dargestellt hat. Defreggers Tiroler sind keine Phantasiegebilde, wie so viele Gestalten der Helden vergangener Zeiten, welche Maler aller möglichen Nationen, z. B. neuerdings besonders Polen oder auch Tschechen und Russen als Vertreter der Ihrigen, aber mit italienischen oder deutschen Gesichtern darstellen, weil ihnen solche in Rom oder München gefallen und als Modelle gedient haben. Bei Defregger sehen wir die Menschen, unter denen er aufgewachsen ist, und denen wir begegnen, wenn wir in die herrlichen Berge und Thäler seines gesegneten Heimatlandes, des südlichsten Endes der deutschen Erde, wandern. Die Männer, die am Sonntag Morgen vor der Kirche zu Meran stehen und die den Fremden auf die höchsten Berge der deutschen Alpen führen, sind so reine Germanen, wie irgendwo in Nordwestdeutschland. Und im einzelnen gleichen die Typen, die sich dieser Mann aus der lebendigen Anschauung seines Volkes gebildet und in seinen Bildern als Helden und Märtyrer desselben fixiert hat, denen der norddeutschen Germanen bis zur Familienähnlichkeit. Andreas Hofer, wie ihn Defregger wohl teils nach alten Originalen, teils nach lebenden Vorbildern aus der Mitte seiner Tiroler darstellt, hat dünne Augenbrauen und Schnurrbart. Er war ja auch noch jung. Wären sie buschig, wie bei Bismarck, so würden sich beide sehr ähnlich sehen. Und noch viel mehr gleicht ein anderer Typus dieser Tiroler Vaterlandsverteidiger, der in Defreggers Bildern vielfach wiederholt und variiert wiederkehrt, unserem andern grossen Manne aus Norddeutschland, unserem Moltke. Manche Profilumrisse in Defreggers Studienblättern könnten geradezu als Skizzen zu Moltke-Bildern gelten (vergl. Fig. 12 u. Fig. 10). Nur Eines unterscheidet allerdings diese südlichen Vertreter des germanischen Typus von der nördlichen grossen Mehrzahl desselben, d. i. die Farbe. Sie sind meist nicht blond, sondern braun, wenigstens in den Tiroler Thälern; auf dem Gebirge droben schon wieder weniger, und da haben wir ohne Zweifel ein Beispiel davon, dass die Farbe die Eigenschaft des Typus ist, die sich am leichtesten mit der Zeit verändert, und zwar in der Art ändert, dass die Sonne sie dunkel brennt. Sonst zeigt sich aber hier die grösste Uebereinstimmung des Typus in Nord und Süd, im plattdeutschen und im oberdeutschen Sprachgebiete.

Eine eigentümliche Erscheinung ist hier noch zu berühren, die mir zuerst in Defreggers Bildern aufgefallen ist, die ich

aber auch im Leben bestätigt gefunden habe, nämlich die grosse Verschiedenheit der Geschlechter bei den Gesichtern dieser Tiroler. Es sind nur die Männer, welche diesen so stark ausgeprägten germanischen Typus mit so langen, schmalen Gesichtern zeigen. Die Frauen und Mädchen sind zwar nicht kurz oder gar breit von Gesicht, aber sie zeigen doch ein sanft abgerundetes Oval mit wenig hervortretender Nase, man möchte sagen einen eigenen Typus; und man könnte daran denken, dass sich hier die Spur irgend einer besonderen Gesichtsform einer älteren Bevölkerung bewahrt und eben nur einseitig in den weiblichen Nachkommen erhalten habe. Doch haben wir es wohl vielmehr nur mit einer zarteren Ausbildung der Form auf Grund desselben Typus zu thun [1]), wie wir solche Unterschiede sonst auch finden. Auch in Norddeutschland und besonders in Holland, z. B. auf vielen niederländischen Bildern, begegnen wir häufig solchen Gesichtern von Frauen und Mädchen mit einem sanftgerundeten Oval, wie wir solche in derselben Gegend und Umgebung bei Männern nicht finden.

Kommen wir nun zu unseren näheren Umgebungen, also der Südwestecke Deutschlands, die jetzt mit dem Norden das Deutsche Reich bildet, so kann man wohl im allgemeinen sagen, dass hier die Bevölkerung ihrem Typus nach wieder gemischter ist, als im Nordwesten und als im Südosten. Wenn wir also auf einer Karte von Deutschland (Fig. 9) die Gegenden dunkler anstreichen, die mehr Mischung des germanischen Elements mit fremdem haben, so zeigt dieselbe fast eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Wappen der Hohenzollern, links oben und rechts unten hell, rechts oben und links unten dunkel. Nur sind doch beide obere Viertteile, das helle und das dunkle, grösser und auch stärker hell und dunkel, beide untere dagegen kleiner und auch weniger stark durchweg, das rechte hell und das linke dunkel. Es geht hier Alles noch mannigfacher durcheinander. Die beiden hellen Gebiete hängen aber in der Mitte, um Nürnberg herum, miteinander zusammen, und an dem südwestlichen dunkeln hängt die deutsche Schweiz als ein ganz besonders stark gemischtes Gebiet daran.

Gehen wir nun noch kurz auf die einzelnen südwestdeutschen Länder ein, so will mir scheinen, dass Bayern im Anschluss an Tirol und überhaupt an Deutschösterreich auch noch mehr rein

1) Ich besitze den vorderen Teil eines weiblichen Schädels aus dem welschen Südtirol mit so zarten enganliegenden Jochbeinen, wie man sie selten sieht. Mag er von germanischer oder italischer Abstammung sein, jedenfalls ist er nicht breit und auch nicht slavisch oder keltisch.

germanisch ist und jedenfalls zum Teil noch mehr zum Südostvierteil gerechnet werden kann. Diesen Eindruck erhält man entschieden in den Bergen und, wenn man sonst nicht weit im Lande herumkommt, auch in München, wo sich doch ein starker Auszug des ganzen Landes zusammenfindet, besonders im Militär: überwiegend grosse, blonde Leute und auch mit schmalen Gesichtern und hellroter Farbe, selbst wenn sie durch Corpulenz oder Rötung

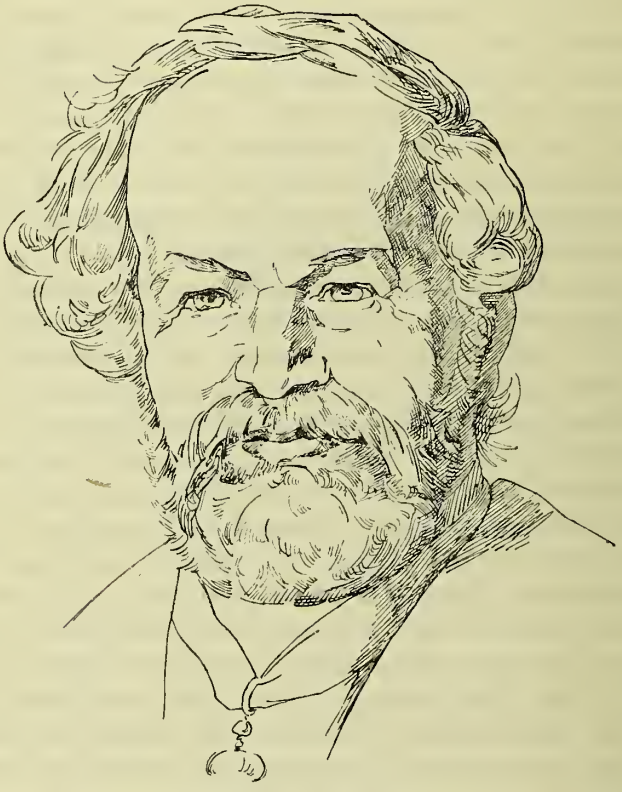

Fig. 13. Kanzler Rümelin nach Risse.

infolge des reichlichen Essens und Trinkens etwas voller und röter erscheinen. Es gibt in Bayern auch dunkle schmale Gesichter, und diese sind vielleicht nicht immer germanischer sondern romanischer Herkunft. Man sieht aber entschieden nicht viel rundlich breite, kurze Gesichter.

Dagegen bemerkt man nun hier bei uns zu Lande in Schwaben oder sagen wir speziell in Württemberg eine viel stärkere Mischung der Typen, speziell ein häufiges Vorkommen von breiten,

kurzen, runden Gesichtern mit überwiegend dunkeln Haaren und Augen. Ich stimme in dieser Beobachtung mit denen des bedeutendsten eingeborenen Bearbeiters derartiger Fragen, mit Hölder in Stuttgart, überein, obgleich ich seiner Definition der Schädeltypen nicht ganz gefolgt bin [1]). Er bezeichnet unter den Schädeln, die er im Lande gesammelt hat, eine Form als die germanische, wobei er nach bisheriger Gewohnheit in erster Linie von der langen Gestalt des Hirnschädels ausgeht, wobei aber zu-

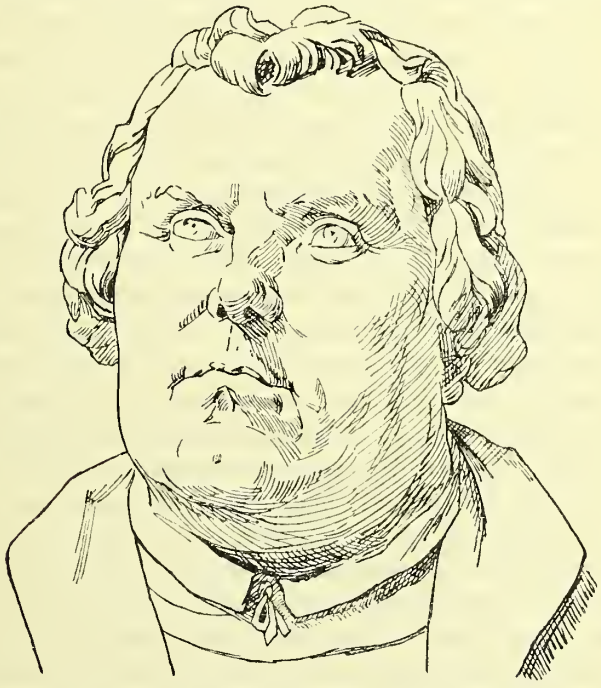

Fig. 14. Dr. Martin Luther nach Donndorf.

gleich ein langes Gesicht dazu kommt, und diese findet er weit weniger rein und stark im Lande vertreten als die beiden anderen mit kurzen Hirnschädeln, die er ihr gegenüberstellt. Dazu kommen dann ergänzend seine Beobachtungen an Lebenden über blonde und braune, grosse und kleine Leute. Allerdings stimmt damit im Vergleich zu den Bayern nicht das Ergebniss der grossen von Virchow veranlassten Statistik über die Blonden und Braunen in ganz Deutschland. Nach ihr sollen die Blonden in Württem-

1) H. v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Württemb. Naturw. Jahreshefte, 1876.

berg eher noch häufiger sein als in Bayern. Mir scheint dies aber trotzdem nicht richtig. Denn wenn ich von Tübingen nach München fahre und in Ulm den Zug wechsle, so finde ich stets, dass nicht nur die hellblauen Uniformen der bayerischen Schaffner an die Stelle der dunklen der Württemberger treten, sondern auch die rötlichen Gesichter, blauen Augen und gelben Schnurrbärte an Stelle der mehr bräunlichen Vollbärte u. s. w. der diesseitigen.

Das Entscheidende sind aber eben auch hier die breiteren Gesichter, insbesondere die breiten Oberkiefer und Backenknochen, auch die in die Breite gehenden Reihen der Zähne, und ich wüsste nicht zu sagen, wodurch sich dieser breite Typus, wie er hierzulande vorkommt, von dem in den nordöstlichen Gegenden von slavischer Herkunft unterscheidet. Desshalb möchte ich auch das Bild eines Mannes, den wir alle hier an dieser Stelle oft gesehen und gehört haben, des verstorbenen Kanzlers Rümelin, als zweites Beispiel eines guten deutschen Mannes mit nicht germanischem Typus dem des Bergmannssohnes aus Sachsen zur Seite stellen (vergl. Fig. 13). In der That sind hierzulande solche Gesichter ebenso ausgesprochen und häufig, wie im Nordosten, wo wir sie einfach als slavische ansprechen. Ich habe ihre Darstellung von dorther durch Ludwig Richter angeführt. Zu seinen schönsten Werken gehört auch eine illustrierte Ausgabe von Hebels alemannischen Gedichten, und da sehen die Menschen ebenso aus, und das passt auch ebenso gut dahin. Denn im Oberland sind derartige runde Köpfe ganz besonders vorherrschend bei Buben und Mädchen. Die Dichter sprechen zwar auch hierzulande von den blonden Haaren und blauen Augen ihrer Schönen, aber die Maler sind realistischer. Die Bilder der Schwabenmädel in Bezinger und anderen Trachten haben rundbackige Gesichter mit schwarzen Augen und Haaren. Es gibt indess daneben auch entschieden schmale mit blonden Haaren und blauen Augen. Man kann demnach wohl sagen, dass kein anderes deutsches Land diesseit der Elbe eine so stark aus germanischen und nichtgermanischen Elementen gemischte Bevölkerung hat, wie das schwäbische Königreich Württemberg. Weiter westlich über den Schwarzwald, besonders im nördlichen Baden und ebenso in der Pfalz, überwiegt wohl wieder etwas mehr das germanische Element. Dafür sprechen auch die Angaben von Ecker über alte ausgegrabene und über moderne Schädel von dorther. Ob es auch weiter über dem Rhein in den wiedergewonnenen alten deutschen Reichslanden ebenso ist, weiss ich nicht aus eigener Anschauung; doch spre-

chen dafür die mancherlei Berichte über den Eindruck unserer Krieger, die im Jahre 1870 dort als Wiedereroberer einzogen und den deutschen Charakter des Volkes im Bilde der Menschen zu erkennen glaubten. Nach Süden aber, in der deutschen Schweiz, schliesst sich eine auch in anderer Beziehung ziemlich internationale Bevölkerung aus sehr gemischten Elementen als letzter Ausläufer des deutschen Volkes an.

Schliessen wir hiemit diese kurze Uebersicht über die Verteilung von zweierlei Typen der Menschen in Deutschland, so entsteht noch die Frage, ob sich dieselbe auf die Vermischung älterer Völkerschaften in dem jetzigen deutschen Volke zurückführen lässt, von welcher wir historische Kunde haben. Zwei wichtige Linien zur Definition der Vorgeschichte Deutschlands sind auf unserer Karte (Fig. 9) eingetragen: 1) die Ostgrenze des römischen Reiches in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, also vor der grossen Völkerwanderung, in welcher die Germanen sie dann überschritten und in das römische Reich einbrachen. Sie läuft besonders kenntlich in Gestalt des sogenannten Limes oder Pfahlgrabens, der eben jetzt von Reichswegen erforscht wird, vom Rhein in der Gegend bei Koblenz über den Main bei Aschaffenburg zur Donau in der Nähe von Regensburg. 2) Die Ostgrenze, bis zu welcher die Germanen auch nach dem Ende der Völkerwanderung und in der ersten Zeit des Deutschen Reiches, also etwa im 10. Jahrhundert, das Land noch besetzt hielten, während ihnen bis zu dieser Grenze hin die Slaven nachgerückt, hie und da auch über dieselbe vorgedrungen waren. Sie geht von der Ostsee bei Kiel zur Elbe, folgt dann dieser und der Saale, geht von dieser zum Main bei Bamberg und von da zu den Gebirgen der Westgrenze von Böhmen. Hier kommen die beiden Linien nahe zusammen. Zwischen ihnen liegt also nördlich von Donau und Main, westlich von Saale und Elbe das nordwestliche Gebiet von Deutschland, in welches weder früher die Römer, noch später die Slaven dauernd eingedrungen sind, die einen von den alten Germanen in der Schlacht im Teutoburger Walde, die anderen von den ersten deutschen Königen in den Marken zum Stehen gebracht und allmählich wieder zurückgedrängt. Da nun dies Gebiet, in welchem, so viel wir wissen, niemals andere Menschen als Germanen oder Deutsche festen Fuss gefasst haben, sich ungefähr mit dem grossen Nordwestviertel von Deutschland deckt, in welchem wir heute noch eine Bevölkerung von ziemlich rein germanischem Typus vorfinden, so liegt

nun deshalb der Schluss sehr nahe, dass diese Deutschen eben von den alten Germanen abstammen und dass die alten Germanen gerade diesen Typus gehabt haben. Von diesem Lande aus sind endlose Völkerstämme, aber alle eines Stammes, über den Rhein nach Frankreich und darüber hinaus gewandert und haben dort neue Reiche gegründet und sich mit anderen Völkern vermischt. Die Zurückgebliebenen aber haben von hier aus nach der Teilung des Frankenreiches das erste deutsche gegründet und sich als Deutsche erhalten.

Und von hier aus haben sie dann, als die grosse Wanderung zum Stillstand gekommen und die Völker des Ostens ihnen bis hieher nachgedrungen waren, ihre Grenzen wieder zurück nach Osten befestigt und vorgeschoben. Die Könige und Kaiser aus dem Stamm der Sachsen haben die Ungarn und Wenden über die Elbe zurückgedrängt, und dann haben die norddeutschen Fürsten der Zeit, in der die süddeutschen Kaiser ihre Kräfte in italienischen Kriegszügen verbrauchten, das Land weit über die Elbe hinaus für Deutschland erfochten, und endlich am Ende des Mittelalters die Ritter des deutschen Ordens das ferne Preussen hinzugefügt. Sie haben aber die besiegten Völker nicht vertrieben oder vertilgt, sondern nur unterworfen, ihnen ihre Sprache mitgeteilt und sich im Laufe der Zeit friedlich mit ihnen gemischt, und so sind auch diese mit ihnen zusammen Deutsche geworden. Von dem auf diese Weise aus Slaven und alten Deutschen gewordenen Volke des Nordostens ist dann die Kraft und Organisation des Staates ausgegangen, der das grosse neue Deutsche Reich geschaffen hat; aber noch heute steht die Grenze nicht endgültig fest, bis zu welcher dieses in Krieg und Frieden eroberte Land und seine Bewohner auf die Dauer zu unserem Reich und Volk gehören, oder noch wieder mit den angrenzenden Polen oder Russen zusammenwachsen sollen oder werden.

Im Südosten nun oder in Deutschösterreich gibt es freilich auch nicht viel Land, das immer germanisch beziehungsweise deutsch gewesen wäre. Hier hat das römische Reich lange bis zur Donau oder darüber hinaus gereicht, also bis nahezu so weit nördlich, wie hernach in Böhmen die Slaven südlich vorgedrungen sind und heute noch sitzen; aber dennoch sind hier schon vor der grossen, gewöhnlich sogenannten Völkerwanderung Germanen in grossem Umfange eingedrungen. Während Arminius in Norddeutschland sein Volk in Waffen zusammenbrachte und die Fremden vom deutschen Boden fern hielt, machte Marbod im Süden

seinen Frieden mit den Römern, zog mit seinen Markomannen in ihre Provinzen ein, unterwarf sich ihnen und setzte sich im Lande fest. Man kann wohl sagen, die löbliche Tendenz, mit Rom in Frieden zu leben, ist eine fast 2000jährige Tradition der Deutschen des Südostens, aber die Folge war, dass sie lange vor der Völkerwanderung die Donauländer friedlich und dauernd in Besitz nahmen [1]). Andere folgten gewiss im Laufe der Jahrhunderte; besonders das grösste Volk der Völkerwanderung, die Gothen, zog in grossen Strömen durch den östlichsten Teil dieser Südostecke Deutschlands, und wenn sie auch meist weiter zogen, blieb doch immer etwas hängen, und so wurde und blieb dieses Land germanisch und deutsch zugleich. Dann, als es zum Zerfall des römischen Reiches kam, war es in aller Stille schon fertig germanisiert.

Hier dagegen bei uns im Südwesten hielt sich die römische Herrschaft doch mehrere Jahrhunderte hinter ihrem Limes in ruhigerem Bestande, ohne viel Germanen hereinzulassen. Wie viele vorher schon hier waren, als Cäsar zuerst an den Rhein kam und mit ihnen zusammenstiess, und ob diese auch hier sitzen blieben, als die Römer sich hier festsetzten, wissen wir ja nicht; aber allzu viele müssen es nicht gewesen sein. Denn sonst würden eben die Römer nicht so die Herren im Lande geworden und so lange geblieben sein. Von grossen Kämpfen, die desswegen geführt wurden, wie im Norden, wo sie trotzdem keinen Fuss fassen konnten, hören wir nichts, und von solchen grossen Einwanderungen und Bündnissen, wie im Südosten, auch nicht. Also das Land wurde von den Römern, wie man so sagt, kolonisiert, sie nahmen es in Besitz und kultivierten es durch eingewanderte Bevölkerung. Natürlich kam diese nicht gerade direkt aus Rom, überhaupt nicht aus Italien, sondern aus den nächsten römischen Provinzen, Helvetien und Gallien, und war also eines Stammes, wie ihn erst die Römer und nachher die Germanen in diesen Ländern vorgefunden haben und den man meist Kelten nennt, und dieser setzte sich zunächst hier fest, baute den Acker und pflanzte Reben. Während aber links und rechts, über den Rhein und die Donau mehr und mehr Völkerströme der Germa-

1) Felix Dahn, Geschichte der deutschen Urzeit, I. Hälfte S. 447, bemerkt zu der Zeit des grossen Markomannen-Krieges um 180 n. Chr. Geb.: »Schon ist die Völkerwanderung, richtiger Völkerausbreitung, im vollen Gange«, und: »Die Anfänge der vertragsmässigen Völkerausbreitung über römisches Land liegen schon hier.«

nen sich nach Frankreich und Italien hinein wälzten, nahm hier das Reich und die Provinz der Römer erst etwa am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus ein Ende, und der letzte grosse Anlauf der germanischen Völkerwanderung, der dies bewirkte, war der sogenannte Alemannensturm. Dieser ging aber nicht mit dem Kopfe durch die Wand, d. h. quer durch Württemberg über den Limes. Man weiss wieder von keinen grossen Kämpfen, in denen dieser erstürmt und überschritten wurde. Sondern dieser grosse letzte entscheidende Einbruch der Germanen in die mühsam behaupteten Grenzen der Römer erfolgte auf dem breiten Wege über den Rhein in die Pfalz und das Elsass und liess die Berge zwischen hier und dort links liegen. Die grosse Schlacht, in der Kaiser Julian die Alemannen noch einmal zurückschlug, war bei Strassburg; aber es dauerte nicht lange, und sie kamen wieder, und nun nahmen auch sie das Land in Besitz und gründeten ein grosses Reich, dessen Mittelpunkte drüben über dem Rhein in Lothringen waren und das dann später von den Franken unterworfen und mit dem ihrigen vereinigt wurde. Natürlich musste nun der Limes von selbst fallen und also auch hier die Römerherrschaft mit ihm.

Wenn also die Germanen nun auch hier herein kamen und das Land in Besitz nahmen, teils aus der Mitte von Deutschland her nachdrängend, wo es Platz gab, teils über den Rhein herüber zurück und durch den Schwarzwald unter dem Druck der Franken von Westen her, so dass dadurch das Land herüber bis zum Lech der Sprache nach alemannisch oder schwäbisch geworden ist, so war das doch kein so gewaltiger Sturm, wie die früheren, auch keine so breite Einwanderung, wie die der ersten Jahrhunderte an der Donau, sondern mehr ruhige Ausfüllung von Platz, der entstand, wo die Römer das Feld räumten; und da können wir uns wohl vorstellen, dass viele der von den Römern früher eingeführten Kolonisten sitzen blieben und sich allmählich mit den neu hereingedrungenen Siegern vermischten. Und so lässt es sich zwar nicht beweisen, aber doch sehr wohl begreifen, dass hierzulande ähnlich wie im Nordosten eine besonders stark gemischte Bevölkerung angesessen geblieben ist. Dort waren es neben den Germanen die Slaven, die hinter der germanischen Völkerwanderung her eingerückt und nachher von den Deutschen wieder unterworfen waren, hier die römischen Unterthanen oder Kelten, die das Land besetzt hatten, ehe die Einwanderung der Germanen hereinbrach. Und wenn wir

annehmen, wovon wir freilich nicht viel wissen, dass die alten Germanen, die in unser heutiges Deutschland nachweisbar von Osten hereingekommen sind, sich zuvor erst zwischen älteren Völkern im Osten durchgedrängt und diese beiseite geschoben haben, so liegt es nahe, sich zu denken, dass diese im Osten und die im Westen, auf welche die Germanen dann stiessen, also die Slaven und die Kelten, mit einander näher als mit den Germanen verwandt waren, und dann wird es sich auch erklären, dass die heutige Mischung eines fremden Typus mit dem germanischen hier im Südwesten unseres Vaterlandes nicht viel anders aussieht als im Nordosten.

So sind wir denn ebenso wie andere Nationen in grossen welthistorischen Kämpfen und Stürmen aus zweierlei Material von alten Volksstämmen zusammengewürfelt, hernach aber im Laufe einer tausendjährigen weiteren Entwicklung zu einer Nation zusammengewachsen mit einerlei Sprache, Charakter und Nationalgefühl, aber mit immer noch deutlich erkennbarer Spur der Abstammung von zweierlei Vorfahren in ihrer körperlichen Gestalt und Erscheinung. Die geistigen Anlagen, Kräfte und Neigungen der Menschen vermischen sich eben leichter nicht nur durch die Kreuzung ihrer Vererbung auf Nachkommen von verschiedenen Vorfahren, sondern zugleich durch den geistigen Verkehr im Leben, den Austausch der Gedanken, Ideen, Anschauungen und Empfindungen. Die körperlichen Typen sind zäher. Sie bilden zwar auch Mischformen von denen der Vorfahren in den Nachkommen, aber sie schlagen bei fortgesetzter Weitervererbung immer von neuem wieder durch. Vielleicht gibt es auch geistige Eigenschaften und Anlagen, die sich in den Menschen von verschiedener Abstammung auch nach ihrer Vermischung noch fortpflanzen und also in verschiedenem Grade sich auch bei gemischten Völkern noch neben einander erhalten. Es wäre gewiss ein Thema von grossem Reiz und Interesse, auch diese Eigenheiten der alten Stämme und ihre Fortwirkung in den heutigen zu beobachten und zu erforschen, z. B. sich mit der Frage zu beschäftigen, ob es ein Zufall ist oder einen tieferen Grund hat, dass die wetterfesten Seefahrer der Nordsee-Küste und die kühnen Gemsjäger der Alpen, oder die bevorzugten grossen Staatsmänner und Heerführer der Gündungszeit des neuen Reiches meist von der reinsten germanischen Abstammung sind, dagegen die Träger mancher anderer grossen geistigen Thaten und Bewegungen, wie

die deutsche Reformation, überwiegend aus den Gegenden mit gemischterer, ja echt slavischer Bevölkerung hervorgegangen sind. Aber das wäre sehr weitaussehend. Wir halten uns deshalb lieber an das Resultat und freuen uns desselben, dass unser Volk nicht nur trotz, sondern vielleicht gerade wegen seiner Bildung aus der Vereinigung verschiedener älterer Elemente zu einer so grossen, vielseitig begabten Nation erwachsen ist, die so grosse und mannigfache Kulturaufgaben zu erfüllen berufen ist und mit Gottes Hülfe noch durch weitere lange Zeiten im Stande sein wird. Freuen wir uns auch der mancherlei Eigentümlichkeiten der einzelnen Stämme unseres Volkes und hüten wir uns besonders, deswegen, weil sie auf eine teilweise verschiedene Abstammung zurückweisen, uns weniger fest zu Schutz und Trutz und gemeinsamer Arbeit zusammenzuthun und zusammenzuhalten, da wir einzeln keine Nation sind und uns einzeln in der Welt nicht halten können.

Wenn ich damit am Ende meiner Betrachtungen angelangt bin, so möchte ich doch zum Schluss noch eine Frage kurz berühren, die schon mit der Untersuchung der verschiedenen Begabung der verschiedenen Typen zusammenhängt, aber doch auch noch zur Kenntnis ihrer Verbreitung gehört, nämlich ihre ungleiche Vertretung in verschiedenen Ständen des Volkes, welche wiederum auch in den verschiedenen Gegenden mehr gemischter Bevölkerung eine verschiedene ist. Im Nordosten nämlich, z. B. in Mecklenburg, in den Marken etc., herrscht das germanische Element in den höheren Ständen und in den Städten vor, das slavische beim niederen Volk und auf dem platten Lande. Hölder gibt dasselbe auch für Württemberg an, aber in diesem Punkt kann ich ihm nicht beistimmen [1]). Ich finde das Gegenteil, und davon kann man sich hier in Tübingen durch den Augenschein überzeugen. Hier in diesem Saale strömt in der studierenden Jugend von Jahr zu Jahr ein grosser Teil des Nachwuchses der gebildeten Stände des Landes zusammen, der Gesamteindruck ihrer Gesichter und Gestalten ist aber kein überwiegend blond und schlank germanischer, zumal wenn wir von denen absehen, die aus Norddeutschland herkommen. Wenn wir dagegen in die Unterstadt gehen und uns da die Weingärtner ansehen, so begegnen uns überwie-

1) a. a. O — Auch Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen, konstatiert für Baden ein Uebergewicht der Langköpfe in den höheren Ständen.

gend grosse blonde Leute mit schmalen Gesichtern, wie in Baiern und Nordwestdeutschland.

Diese Verschiedenheit in der Verteilung der übrigens einander so ähnlichen Elemente des Volkes hier bei uns im Südwesten und dort im Nordosten lässt sich am Ende auch ziemlich zwanglos aus der Geschichte der Vermischung ihrer Vorfahren erklären. Im Nordosten sind die deutschen Eroberer, als sie das Land in Besitz nahmen, bereits höher kultiviert gewesen als die Slaven, die sie dort vorfanden und sich unterwarfen. Sie gründeten sofort Städte, um das Land zu behaupten, und in diesen blühten Handel, Gewerbe und Bildung schnell auf, während die unterworfenen früheren Bewohner als halbleibeigene Bauern auf dem Lande blieben und an der neuen gemeinsamen nationalen Entwicklung nur langsam teilnahmen. Hier in unserer Gegend dagegen breiteten sich die Germanen am Schluss der Völkerwanderung als Einwanderer aus, während die früheren Einwohner schon in Städten mit römischer Kultur lebten, sie machten sich dieselben zwar unterthan, zogen aber selbst zunächst noch immer das freie Landleben in Feld und Wald vor. So war es natürlich, dass, als sich nun beide allmählich und friedlich im Zusammenleben und freier Konkurrenz zu einem Volk vermischten, die Germanen zwar mit ihrer Ueberzahl und Uebermacht die Sprache und damit die Nationalität bestimmten, die römischen Kolonisten oder Kelten aber mit ihrer älteren Kultur und ihrem schon befestigten Leben in den Städten einen Vorsprung hatten, und dass ihre Nachkommen auf die Dauer überwiegend die Reihen der höheren und gebildeten Stände füllten, sich in den Städten festsetzten und hielten.

Ein Stand und Beruf aber zeichnet sich in ganz Deutschland durch rein germanische Abstammung und körperliche Erscheinung aus. Das ist der alte Adel, weil er aus den alten kriegerischen Heereszügen und Gefolgschaften der Völkerwanderung und ihrer Führer und Fürsten hervorgegangen ist und sich mehr oder weniger immer unvermischter erhalten hat als andere Stände, und damit ist doch wohl auch eine besonders stetige Fortpflanzung der kriegerischen Tugenden des alten Stammes der Germanen in unserem Volke verbunden. Aus dem hohen Adel aber sind dann bis auf den heutigen Tag fort und fort unsere Fürstenhäuser und unsere regierenden Herren hervorgegangen, welche ganz besonders wieder in unserem neu gegründeten Reiche die Führung des Volkes im ganzen und einzelnen übernommen haben. Auf dem

festen Bunde der Fürsten des Reiches mit dem Kaiser als dem ersten an der Spitze beruht die Festigkeit des Ganzen ebenso wie die berechtigte Selbständigkeit der einzelnen deutschen Länder, und darum ist es schön, dass sie sich auch in ihrer äusseren Erscheinung als die wahren Erben der alten Heerkönige der Germanen darstellen.

Se. Majestät unser in Ehrfurcht geliebter König vertritt unter den Fürsten des Reiches bereits die zweite Generation, welche das Band, das dieselben zum Wohle des Vaterlandes unlösbar verbindet, schon fertig geknüpft überkommen hat. Indem er den Thron seiner Väter bestieg, hat er zugleich seinen gebührenden Teil an Schutz und Schirm des ganzen deutschen Vaterlandes voll und ganz übernommen. Zugleich aber hat er auch die Wahrung der Rechte und die Pflege der Interessen des eigenen Landes fest und sicher mit eigener Hand ergriffen. In freudigem Vertrauen auf die bei ihm ruhende und wohlgeborgene Obhut und Fürsorge für die Wohlfahrt unseres Landes und für dessen Stellung in dem jungen Deutschen Reich, verbinden wir am festlichen Tage die Bethätigung unserer patriotischen Gefühle mit dem Ausdruck unserer getreuen Gesinnung und unserer innigsten Glückwünsche für sein erlauchtes Haupt. Gott schütze und erhalte, Gott segne unseren König!

Beilage I.

Ueber Zusammenstimmung von Länge des Gesichts und des Hirnschädels.

Während Hölder die Uebereinstimmung und Zusammengehörigkeit (Korrelation) einer langen Gestalt des Schädels (Dolichocephalie) mit einer gleichen des Gesichts (Leptoprosopie), wie sie in den von Ecker entdeckten sog. Reihengräberschädeln vorliegt, als eine typische Kombination regelmässig wiederkehrender Charaktere gewisser Köpfe festhält und eben hierauf die Aufstellung des von ihm als germanisch bezeichneten Typus gründet, den er als eine noch jetzt fortlebende Hauptart deutscher (speziell schwäbischer) Schädel hinstellt, hat Ecker seinerzeit selbst schon den Fortbestand dieses Typus in Deutschland (speziell in Baden) geleugnet und statt dessen einen mit kurzem Schädel (Brachycephalie) vorgefunden und aufgestellt, und neuerdings hat Ranke sogar ein Zusammentreffen des langen Gesichts und kurzen Schädels als regulären germanischen Typus bezeichnet. Kollmann aber ist zu dem Schlusse gelangt, dass kurzer und langer Schädel mit kurzem und langem Gesicht so oder so kombiniert vorkommen können, dass also, nach dem beliebten technischen Ausdruck, Korrelation zwischen diesen beiderlei Eigenschaften verschiedener Köpfe, wenigstens eine feste Korrelation nicht besteht, sondern freier Wechsel der Kombination und dadurch verschiedene Gestaltung langer oder kurzer Schädel oder Gesichter.

Ich kann mich, wie schon oben im Text meiner Rede angedeutet, nicht einfach auf den ersten oder letzteren Standpunkt stellen, sondern möchte versuchen zwischen beiden zu vermitteln. Ich leugne nicht, dass vielfach auch bei Köpfen, die ich entschieden zu den germanischen rechnen möchte, bei langem Gesicht ein nicht so langer Schädel vorkommt, wie ihn der Reihengräbertypus von Ecker zeigt; ich halte trotzdem mit Hölder an einer gewissen Zusammengehörigkeit oder Uebereinstimmung länglicher

Gestalt des Schädels, insbesondere der Schädelbasis, mit der des Gesichts fest; aber ich beschränke dieselbe auf die vordere, beim Erwachsenen regelmässig grössere Hälfte der Basis, welche mit dem Gesichtsschädel in Kontakt steht, also vorwärts von den Ohren.

Der morphologische Begriff der »Korrelation« ist eine gute Art von Mittelding zwischen einem rein deskriptiven und einem rationellen, einem anatomischen und einem physiologischen Begriffe. Die Meinung ist, dass verschiedene Erscheinungen oder Eigenschaften an einem grösseren einheitlichen organischen Ganzen in der Art zusammenstimmen oder sich regelmässig kombinieren, dass man unwillkürlich sofort an eine gegenseitige notwendige Bedingtheit oder Abhängigkeit denkt, aber die Frage auf sich beruhen lässt, welches etwa vom Anderen, oder wie beide von einem unbekannten Dritten abhängig und bedingt sind. Die nächste und natürlichste Art von regelmässiger Kombination und gegenseitiger oder gemeinsamer Bedingtheit, die man anzunehmen hat, auch ohne sie noch erklären zu wollen oder zu können, ist die auf einander angewiesene Gestalt von solchen Teilen eines Organismus, die sich einander berühren und also auch an einander passen müssen. Diese Beziehung besteht zwischen Gesichts- und Hirnschädel an der ganzen oberen Seite des ersteren, aber nur an der vorderen Hälfte der Unterseite des letzteren. Es ist daher a priori natürlich, dass dieser Teil der Schädelbasis, und zugleich der ganzen Schädelkapsel, eine regelmässige Beziehung seiner Gestalt zu der des Gesichts zeigen wird, der Hinterkopf dagegen, welcher mit seinen Anschlüssen an die Wirbelsäule weit nach hinten über die Grenzen des Gesichtsschädels hinausreicht, und mit ihm die Gesamtlänge des Hirnschädels unabhängiger von demselben ist.

Der Oberkiefer, wenn er schmal ist, muss dafür, um die Reihe der Zähne aufzunehmen, um so länger in der Richtung von hinten zu vorn sein, da die Folge der Zähne schon in geringerem Abstand von ihrer vorderen Mitte um die Gegend des Eckzahnes herum nach hinten abbiegt; und da er oben den Boden der Augenhöhle bildet, so muss auch diese und mit ihr der Teil der Schädelbasis, der ihr als Decke dient, in derselben Richtung entsprechend entwickelt sein. Ebensolang wie die Zahnreihe des Oberkiefers ist aber auch die des Unterkiefers, und hinter ihr erst steigt der vordere Rand seines Astes auf, und da dieser wiederum entsprechende Breite haben muss, so kann auch der Stützpunkt desselben im Kiefergelenk vor dem Ohr nicht allzu wenig weiter rückwärts von da ent-

fernt sein. Mit einem Worte: wenn der Gesichtsschädel selbst bei verhältnismässig hoher und schmaler Gestalt nicht allzu kurz von hinten zu vorn sein kann und wenn er mit diesem seinem Durchmesser an den Abschnitt der Schädelbasis vorwärts vom Ohr anschliesst, so kann auch dieser nicht wohl kurz sein. Umgekehrt aber: wenn der Gesichtsschädel breit und niedrig ist, so wird er auch kurz in der Richtung von hinten zu vorn sein und also auch an eine kurze Vorderhälfte der Schädelbasis anschliessen.

Wenn ich nun auch sonst (vergl. oben S. 3) dagegen opponiert habe, bei dergleichen Betrachtungen von den Befunden an alten ausgegrabenen Schädeln auszugehen, so will ich doch diesmal eine Ausnahme machen und es selbst thun, weil die Aufstellung des dolichocephalen oder Reihengräbertypus mit zugleich langem Gesicht, durch Ecker, ohne Zweifel zu den besten auf diesem Wege erlangten Resultaten gehört, und da es sich eben hier um die Abweichung zwischen ihm und den Formen jetzt lebender Geschlechter handelt. Der eigentümlich verhältnismässig sehr grosse Längsdurchmesser der Reihengräberschädel (oder nach der gangbaren Bezeichnung der kleine Index derselben) kommt nach den Abbildungen von Ecker dadurch zu Stande, dass bei ihnen der Gehörgang wie bei Kindern noch in der Mitte desselben oder gar noch weiter hinten liegt, ihn also halbiert oder selbst vom Hinterhaupt noch mehr nach hinten überragt wird, als vom vorderen Ende der Stirn (oder Nase) nach vorn. Wenn nun zugleich die vordere Hälfte der Basis, entsprechend dem verhältnismässig schmalen, hohen und von hinten nach vorn langen Gesichtsschädel, ebenfalls lang ist, so kommt im Ganzen eine sehr bedeutende Gesamtlänge der Schädelkapsel heraus. Dies ist bei den von Ecker beschriebenen und zur Vergleichung herangezogenen Schädeln aus der lebenden Generation nicht der Fall. Ihr Hinterkopf ist, wie bei den meisten erwachsenen Schädeln, kürzer als die vordere Hälfte der Schädelbasis. Nimmt man dagegen Alles, was vorwärts vom Ohr liegt, nämlich Gesicht und vordere Hälfte der Basis, für sich, so zeigen diese noch dasselbe Verhältnis ihrer Durchmesser wie bei jenen uralten Formen des Reihengräbertypus. Der gemeinsame Horizontaldurchmesser von Schädelbasis und Gesicht ist bei beiden, im Verhältnis zur Breite, ebenso lang wie der senkrechte des Gesichtes. Der Gesamtlängsdurchmesser der Basis oder Schädelkapsel aber fällt mit

kurzen Schädel darbietet im Vergleich zu seiner Breite und zur Länge des Gesichtes, besonders wohl auch zur Höhe des Schädels, welche im Umfange desselben ersetzt, was ihm an Länge abgeht. Und diesem Typus entspricht denn wohl auch der von Ranke als germanisch aufgestellte mit langem Gesicht und kurzem Schädel. Die Hauptsache ist aber, dass derselbe, wie mir scheint, in ganz Deutschland bei der Mehrheit der Langgesichter wiederkehrt.

Um dies für Jedermann ad oculos zu demonstrieren, greife ich nun gleich wieder die zwei vornehmsten Beispiele von Repräsentanten unserer Zeit heraus. Bei Bismarck wie bei Moltke wird wohl die einfache Bestimmung des gesammten Längsdurchmessers der Schädelkapsel und ihres Verhältnisses zu anderen keine ausgesprochene Dolichocephalie ergeben, aber der vordere grössere Teil der Basis oder überhaupt der Hirnschädellänge, d. h. der Abstand des Ohres von der Stirn oder der Nase ist entschieden gross im Verhältnis zum Ganzen, entsprechend gross wie die Länge des Gesichtes; nur der Hinterkopf ist entschieden kurz, und dadurch fällt auch die Gesamtlänge kurz aus, besonders im Verhältnis zu der bedeutenden Höhe der Hirnkapsel. Ich kann aber ohne weiteren Einzelbeleg oder Zahlen anzugeben, hinzufügen, dass ich dasselbe als Regel bei den uns täglich umgebenden langen Gesichtern der Lebenden, die ich eben deshalb als die rein germanischen Typen unter uns ansehe, wiederfinde. Ich könnte es leicht mit den Profilen einer Reihe von grossen, blonden Bekannten mit langen Gesichtern, besonders Norddeutschen belegen, die einen sehr grossen Abstand des Gehörganges von der Nasenwurzel und einen kurzen Hinterkopf haben. Und dem steht nun als voller Gegensatz ebenso typisch die Kürze der vorderen Hälfte des Schädels vom Ohre bis zur Nase und damit dann erst recht auch der ganzen Schädelbasis und Schädelkapsel bei den Köpfen mit kurzem Gesicht gegenüber.

Ich möchte daher vorschlagen, bei künftigen Untersuchungen über diese Beziehungen der verschiedenen Dimensionen typischer Kopfformen zu einander (oder des verhältnismässigen Wachstums der Schädel in diesen Dimensionen) besonders von dieser Beziehung (Korrelation) zwischen Länge des Gesichtes und Länge der vorderen Hälfte der Schädelbasis auszugehen, was im Grunde darauf hinauskommt, die Ausdehnung der Knochen des Gesichtsschädels in der Höhe (denn diese nennen wir ja die Länge des Gesichtes) und in der sagittalen Richtung (denn diese nennen wir die

Länge des Schädels) zu vergleichen; beide werden sich, als Ausdehnung desselben in der Medianebene im Gegensatze zur Breite, einander meist entsprechen. Es wird sich empfehlen zu diesem Zwecke als Hauptmass etwa den Abstand des Gehörganges von der Nasenwurzel und dieser vom Kinn zu bestimmen und miteinander zu vergleichen. Beides wird sich am Einfachsten aus Profilprojektionen entnehmen und an Silhouetten bestimmen lassen, wenn man nur die Lage des Gehörganges einsetzt. Als Ergebnis der Vergleichung aber möchte ich als Vermutung im voraus aufstellen, dass der »Index«, in dem das Verhältnis beider Grössen zum Ausdruck zu bringen wäre, mag man die eine oder die andere als Einheit zu Grunde legen, meist nicht viel von 1 (oder herkömmlicher Weise in Prozenten ausgedrückt, von 100) abweichen wird.

Beilage II.

Zweierlei Typen langer Gesichter nach den Nasen.

Unter den mancherlei grossen und kleinen Varietäten, in welche die langen Gesichter wie andere Typen sich würden einteilen lassen, sind besonders zwei Hauptarten, die selbst noch wieder als typische gelten können, zu unterscheiden, und zwar danach, ob die Nase stark in der Mitte aus der Länge des Gesichtes herausgewachsen ist und hervorragt, oder nicht. Damit hängt natürlich weiter noch vieles zusammen, was danach auch verschieden ausfallen muss, z. B. die Lage der Augen im Gesichte. Kollmann[1]) gibt freilich in der Zusammenstellung der Korrelationen des langen (hohen oder schmalen) Gesichtes als Regel an, dass dasselbe »durch hohen und schmalen Nasenrücken«, sowie ferner durch »hohen, birnförmigen Naseneingang und runde, weit geöffnete Augenhöhlen« im ganzen gekennzeichnet sein soll. Damit wäre ein solcher nach der Nase verschiedener doppelter Typus mit langem Gesicht freilich ausgeschlossen. Aber dies muss ich bezweifeln, und wenn ich also im vorigen Artikel eine Korrelation zwischen Länge des Gesichtes und Schädels, welche dieser

1) Corresp.-Blatt d. deutsch. Ges. f. Anthropologie, 1883. No. 11 S 161.

mein um die Anthropologie hochverdienter Kollege fallen lässt, wenigstens zur Hälfte festzuhalten versucht habe, so erlaube ich mir hier eine solche zwischen zwei Teilen des Gesichtes selbst, die er aufstellt, zu leugnen; die hohe schmale, ich füge hinzu: stark hervortretende Nase kann dem langen Gesichte zukommen, aber sie kann auch fehlen, und so entstehen zwei Unterarten desselben, denen dann wieder auch andere charakteristische Züge zukommen.

Ich will, was ich meine, sogleich wieder an denselben beiden berühmtesten Beispielen aus unserer Zeit illustrieren, die ich im vorigen Artikel schon dazu benutzt habe. Dort handelte es sich um die beiden gemeinsame Eigenschaft des typischen Verhältnisses von Länge des Gesichts und Schädels, hier dienen sie mir als Beispiele der beiden so verschiedenen Formen des langen (hohen oder schmalen) Gesichtes, der eine Moltke mit vorstehender, der andere Bismarck mit wenig heraustretender Nase [1]). Diese Köpfe leben gegenwärtig in der Phantasie aller guten Deutschen, und ihre Bilder von den ersten Künstlern (Lenbach, Donndorf) sind in aller Hände. Aehnlich charakteristische Typen beider Art hat uns Defregger in seinen Bildern aus dem Tiroler Aufstand in den beiden Hauptheldeu desselben künstlerisch fixiert, Speckbacher mit der stark hervortretenden, Hofer mit der kurzen geraden Nase (vergl. das Studienblatt oben S. 23).

Gehen wir nun diesen beiden Formen der langen Gesichter auf den Grund, d. h. auf die Knochenunterlage, so kann es scheinen, als ob ich mir mit meinen beiden obigen Abweichungen von der Meinung meines Kollegen Kollmann selbst widerspräche. Denn die stark hervorragende Nase kann ja als eine gewisse Steigerung der Länge des vordern Endes der Schädelbasis, als eine Verlängerung derselben über oder durch das Gesicht nach vorn hinaus aufgefasst werden, und so wäre die Länglichkeit der Basis doch nicht in voller Korrelation mit der des Gesichtes, wenn die Nasen es nicht wären; es käme kein typischer Kopf mit langem Gesicht und Vorderschädel heraus, wenn die Nasen so viel in ihnen verschieden sein können. Aber wenn wir näher zusehen, so stellt sich doch dies Hervortreten der Nase mitten im Gesicht zwischen den Seitenteilen desselben, Augen und Backen, schon als ein De-

1) Ich habe dies soeben schon in einem Artikel über Bismarck's Kopf (Zukunft, Bd. VIII. No. 105) kurz skizziert.

tail heraus, durch welches die Gesamtverhältnisse der Länge, Breite und Höhe des Kopfes nicht viel verändert werden.

Freilich mit dem hoch und schmal, als griechische steile oder römische Hakennase zwischen den Augen hervortretenden Nasenrücken spricht sich die Schmalheit oder Länglichkeit des Gesichtes am stärksten aus, wird durch ihn gewissermassen am schärfsten betont, so dass es begreiflich ist, dass Kollmann sie als notwendigen bestimmenden Zug mit dazu rechnet. Ich habe es früher auch gethan. In der That kommen so die schönsten Profile der hohen langen Gesichter, die wir im Leben und in der Kunst kennen, heraus. Die gedrungenere, aber weniger stark heraustretende Nasenwurzel lässt das lange Gesicht auf den ersten Blick dem kurzen breiten ähnlicher erscheinen, weil das letztere immer eine kürzere weniger hervortretende Nase hat. Aber der Hauptcharakter der Länge und Schmalheit des Ganzen bleibt dabei an Köpfen, wie der Bismarcks und andern ähnlichen vollkommen bestehen und auch das allgemeine Vortreten des ganzen Gesichtes vor dem Mittel- und Hinterkopf, welches die Folge der Länglichkeit auch der vorderen Hälfte der Schädelbasis ist (s. o. S. 38); und die Oberkiefer fallen in der Backe ebenso auch gegen die weniger stark hervortretende Nase zurück, statt dass sie sich, beim kurzen und breiten Gesichte, neben ihr nach der Seite ausbreiten und vorwölben. Am unteren Stirnrande aber macht sich die Verschiedenheit geltend, dass er mit dem Ansatze der Nase an ihn bei starkem Vorragen derselben nur in der Mitte stark hervortritt, im Bereich der Augenbrauen aber schon wieder mehr zurückweicht (bei Moltke), bei mehr zurückliegender Nase dagegen von der Mitte quer über die Oeffnung der Augenhöhle hinweg nun gleich stark vortritt (bei Bismarck, wo er durch die mächtigen ihm aufliegenden Brauen verstärkt erscheint und wie ein Schutzdach über den Augen hervortritt).

Die interessanteste Beziehung (Korrelation) zu diesen zweierlei Formen der Nase im langen Gesicht, die sich für den Gesamteindruck desselben ergibt, ist aber die Lage der Augen zur Nase. Wenn sie stark hervortritt, treten sie zu beiden Seiten zurück, und umgekehrt. Man kann beinahe auch sagen, dass, weil die Augen vor- oder zurücktreten, die Nase zurück- oder vortritt, und in der That, wenn das Vor- oder Zurücktreten der Augen noch dadurch verstärkt wird, dass dieselben an sich besonders gross oder klein sind, so steigert sich damit auch das Zurück- oder Vortreten der

Nase zwischen ihnen. Nehmen wir aber, wie es das Natürliche ist, die Nase als das Gegebene, so ergibt sich ohne Weiteres, dass, wenn sie zwischen den Augen stark heraustritt, diese dann zu beiden Seiten von ihr in ein Paar geschützte Ecken hinein zurücktreten; wenn sie aber in der Mitte zwischen ihnen tiefer darin liegt, dass sie dann mehr frei zu beiden Seiten neben ihr hervor- und aus dem Gesichte heraustreten. Das Erstere sehen wir z. B. sehr entschieden in Moltke's, das letztere in Bismarck's Gesicht.

Die tiefen Ecken zwischen einer stark und scharf heraustretenden Nasenwurzel und den Augen macht sich in Bildern und besonders plastischen Darstellungen (antiken und modernen) schöner Köpfe (alter und junger) als eine besonders feine Pointe bemerkbar, so z. B. bei der Venus von Melos. Hier liegt unter dem Nasenende des Randes der Stirne über den Augen ein kleiner dunkler Schatten tief in der Ecke hinter dem Auge (vgl. den Umriss des Kopfes auf S. 10), während dasselbe seitwärts nur von einem schmalen, flachen Rande seiner Höhlen umfasst wird, der sich nur wenig über die Schläfe erhebt. Besonders interessant entwickelt sich aber an Oelbildern in dieser Ecke zwischen Nase und Augen, zumal in Halbprofilansichten ein Licht-, Schatten- und Farbenspiel um den inneren Augenwinkel und Thränensee, welches in seinem malerischen Effekt mit dem Bilde des Auges selbst konkurriert.

Davon ist freilich bei den Gesichtern mit weniger hervortretenden Nasen nicht viel zu bemerken, weil das Auge sich der Ecke zwischen ihm und der Nasenwurzel mehr vorlegt und das, was darin liegt, verdeckt. Desto mehr kommt es nun über, oder selbst aus dem Gesichte heraus und zur vollen Wirkung, oder vielmehr nicht das Auge, sondern die beiden Augen zusammen, da sie durch die Nase nicht weit getrennt und jedes auf seiner Seite neben ihr in den Hintergrund gedrängt sind. So gelangt die Wirkung des menschlichen Blickes, die ihn vor Allem von dem der meisten Tiere (die Eulen ausgenommen) unterscheidet, erst zu ihrer vollen Entfaltung, die eben darin besteht, dass beide Augen zugleich und mit einander nach vorn und auch nach beiden Seiten blicken. Und da sprüht dann das Feuer des Geistes aus den hellen Augen Bismarck's links und rechts herum, oder leuchtet in ruhigem Glanze gerade vorn hinaus. Und ebenso werfen solche Augen schöner Frauen ihre Blitze frei nach allen Seiten

oder ergiessen ihr Feuer mitten voll und leuchtend vor sich hin; und auch wenn sie die Augen niederschlagen, treten dieselben auch unter der Decke der Lider mit voller, runder Wölbung aus dem Gesicht hervor, fast wie ein anderes Paar Halbkugeln an der Vorderfront ihrer lieblichen Gestalt. Damit vollendet sich, so oder so, der geistige Ausdruck des Uebergewichtes der Augen über die zurücktretenden Oberkiefer im langen, schmalen Gesicht.

Ist es erlaubt, hier schliesslich auch beiläufig einmal die Frage nach den bedingenden Ursachen oder der »Entwicklungsmechanik« solcher verschiedenen Formentypen zu streifen? Zwei Faktoren, scheint mir, arbeiten zusammen an der Bildung des langen Gesichtes. Während in der Mitte desselben die Entwickelung des Gebisses und mit ihm der sinuösen Räume in der Umgebung der Nasenhöhle (oder wie Froriep a. unten a. O. sagt: der Respirationsapparat, zu dem diese allerdings gehören) expandierend wirkt (wie das wachsende Gehirn im Hirnschädel), so wird dasselbe an beiden Seiten von den Kaumuskeln, die den Kieferast zwischen sich nehmen, umfasst; im Innern aber spannt sich die Nasenscheidewand zwischen der Schädelbasis und dem Gaumen in ihm aus. Die Kaumuskeln nun werden nicht nur durch ihr Andrängen von beiden Seiten zusammenhaltend auf das ganze zwischen ihnen liegende Gebiet des Gesichts wirken und dadurch der Expansion in die Breite einen einschränkenden Widerstand leisten, sondern auch durch ihren Zug am Kiefer und den dadurch ausgeübten Druck auf seine Anstützung an den Schädel im Kiefergelenk das Längswachstum seines Astes irgendwie als Reiz befördern, wie wir uns dies ohne Zweifel bei dem Längswachstum anderer Teile des Skelettes, namentlich der Extremitäten werden vorzustellen haben. In der Mitte dagegen wird sich der mächtige Nasenscheidewandknorpel, der langbeständigste Rest des Primordialschädels, überhaupt des knorpelig angelegten Skelettes, wie eine Strebe zwischen Hirnschädel und Gesichtsschädel eingespannt, dem Druck, der dieselben von unten her gegen einander hält, entgegenstemmen und hier das leisten, was wohl überall die histonutritive Funktion des Knorpels im wachsenden Skelette ist, nämlich: dem Druck entgegen, nicht nur die das Wachstum hindernde Wirkung desselben vom Knochen abzuhalten, sondern sogar selbst noch zu wachsen. So haben wir also parallel miteinander in der Mitte und zu beiden Seiten Träger einer Direktive, welche das Wachstum des Gesichts in die Länge treibt, in der Mitte eine mehr

histonutritive, zur Seite eine mehr grob mechanisch eingreifende Wirkung.

Wie ein Pferd in der Gabel eines Einspännergeschirres, so strebt die Nasenscheidewand, zwischen den Stangen der Kieferäste und den Zügeln der Kaumuskeln eingespannt, von der Schädelbasis gegen das untere Ende des Gesichtes voran, treibt es in die Länge und lässt seinen Inhalt, das Gebiss, nicht zu sehr in die Breite auseinandergehen. So entsteht das lange Gesicht. Jenachdem aber der Zug an den Seiten oder die treibende Kraft in der Mitte überwiegen, entsteht der längliche Umriss mit in der Mitte zurückgehaltener Nase oder ergibt sich der Ueberschuss des Herauswachsens der letzteren vorn zum Gesichte hinaus.

Beilage III.

Ueber jugendlichen und weiblichen Schädel.

Die feine schlanke Kopfform, welche aus Länglichkeit zugleich des Schädels und Gesichtes entsteht, ist wie oben (S. 10) bemerkt, besonders zierlich ausgeprägt bei kaum erwachsenen Personen, und deshalb sind als Illustration derselben dort die Profile von ein Paar jungen Mädchen nach Skizzen von meiner Tochter hinzugefügt. Dem gegenüber kann es sich fragen, ob solche ausgezeichnete Typen derselben nur an die kaum erwachsene Jugend überhaupt und insbesondere an die jungen Mädchen, oder vielmehr an das weibliche Geschlecht im allgemeinen, gebunden sind. In der Litteratur liegen uns Anhaltspunkte für beide Annahmen vor.

Robert Froriep spricht, in einer noch viel zu wenig beachteten Schrift über Gestalt und Entwicklung des Kopfes[1]), von der eckigen Wölbung der Stirn in der Gegend ihrer Höcker und gibt an, dass diese letzteren die eigentümlich kindliche Form der Stirn bedingen und sich später allmählich abflachen. Das Interessanteste an seiner Beobachtung ist, dass er das mit dem Vorgang verbundene Zurückweichen der Mitte und seitlichen Fläche der Stirn als ein Verhältnis bezeichnet, welches noch bis in das höchste Alter fortdauernd zu bemerken ist. In diesem Sinne beschreibt er die

1) R. Froriep, Die Charakteristik des Kopfes nach dem Entwickelungsgesetz desselben. Berlin 1845. S. 24. 25.

Veränderung auch weiter noch, in Bezug auf die Zunahme der Breite des unteren Teils der Stirn und das relative Hereinrücken der Höcker über dem Supraorbitalrande nach der Mitte zu, in ihrem Fortschreiten beim »Jüngling und beim Weib«, beim »erwachsenen Mann« und endlich beim »Greis«, und belegt dieselbe mit Zahlen.

Alexander Ecker handelt in seiner Beschreibung der badischen Schädel [1]), sowohl der alten aus Gräbern als derjenigen der jetzigen Generation, von den für beide Gruppen gemeinsamen Charakteren der weiblichen Köpfe und hebt als einen solchen »vor Allem den winkligen Uebergang der Stirn in den Scheitel und des letzteren in das Hinterhaupt, die Entwicklung der Stirn- und Scheitelhöcker« hervor. Offenbar beziehen sich beide Darstellungen wesentlich auf dasselbe Formverhältnis, wenn auch Froriep nur von der Stirn, Ecker zugleich vom Scheitel spricht. Es ist die Eckigkeit der Höcker, die Gestrecktheit der zwischenliegenden Abschnitte der Gesamtwölbung des Schädels, welche der Eine mehr zu einem Alters-, der Andere mehr zu einem Geschlechtscharakter macht. Vielleicht haben beide zum Teil Recht.

Denn es handelt sich um einen Schädelbau, der augenscheinlich noch den Rest des eigentlich kindlichen Zustandes mit stark ausgesprochenen Ecken darstellt. Diese werden durch das Wachstum an den Rändern der Knochen nach und nach von einander abgerückt, ihre starke Biegung behalten sie aber bei, während ihre Abstände durch geradgestreckte Stücke nachgewachsener Ränder vergrössert werden; so stellt diese Form sich als Abschluss des eigentlichen Jugendwachstumes dar, das ganz oder überwiegend in dieser Weise erfolgt. In der That findet man derartige Gestalten kaum erwachsener Köpfe, ebenso bei Jünglingen, z. B. bei Studenten, wie bei jungen Mädchen. Wenn sie bei letzteren und auch sonst beim weiblichen Kopfe mehr beobachtet sind als bei Männern, so mag dies zum Teil daher kommen, dass man gerade häufig jüngere weibliche Köpfe untersucht hat, wie z. B. der von Ecker abgebildete, hernach auch von Anderen wieder herangezogene, weibliche Kopf aus der jetzt lebenden Bevölkerung Badens (siehe oben S. 41, Fig. 16) von einem 20jährigen Mädchen herrührt. Aber es wird auch richtig sein, dass sich diese relativ jugendliche Form bei Frauen mit der Zeit weniger noch verändert als bei Männern.

1) A. Ecker, Crania Germaniae meridionalis occidentalis. Freiburg 1865. S. 78 und 84.

Darauf deutet bei Froriep schon die Erscheinung hin, dass er bei der Aufzählung der Altersfolge in seiner Beschreibung einer fortschreitenden weiteren Veränderung, den »Jüngling und das Weib« zusammennimmt und ihnen dann erst den erwachsenen Mann und den Greis folgen lässt, von den alten Weibern aber nichts weiter mehr sagt.